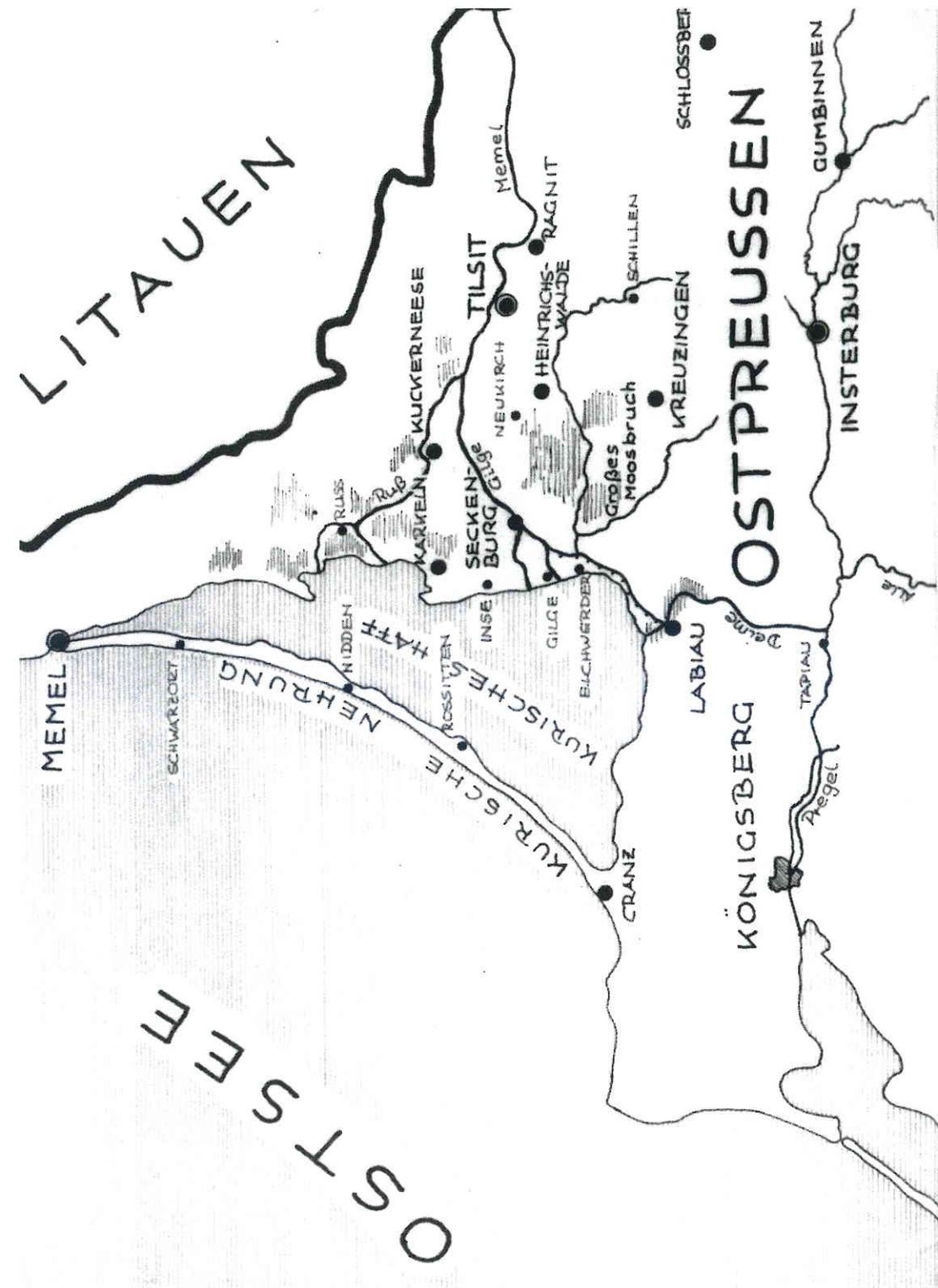


**Im
Lande
der Elche**



DIE MEMELNIEDERUNG



Hans-Georg Tautorat

Im Lande der Elche



DIE MEMELNIEDERUNG

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen
Abteilung Kultur, 1983

Inhalt

Land von ungezähmter Urwüchsigkeit	3
Zeugnisse der Vor- und Frühgeschichte	6
Gemeindeporträts	10
Haff- und Flußfischerei	22
Kurenwimpel - Zeugnis ostpreußischer Volkskunst	24
Das Haus des Fischers	27
Vom „Hechtstechen“	29
Er war Ostpreußens Stolz - Wissenswertes über den Elch	31
Schack tarp	37
Spätsommer im ostpreußischen Moor / Edmund Scharein	39
Wald und Wild - Reichsnaturschutzgebiet Deutscher Elchwald	40
Unter russischer Besatzung	55
Wo sind ihre Gräber?	58
Anhang	
Literaturverzeichnis	60

Die Aufnahmen stellten zur Verfügung: Landsmannschaft Ostpreußen und Redaktion „Das Ostpreußenblatt“, Hamburg

Zeichnungen: Dipl.-Ingenieurin Gabriele Taurat, Hamburg

Titelfoto: „Der Prächtige“ nach einem Gemälde von George Majewicz, im Besitz des Ostpreußischen Jagd- und Landesmuseums in Lüneburg

Lieber Leser!

In diesem Arbeitsbrief berichte ich über die Memelniederung, über das Land und seine Menschen im Nordwesten Ostpreußens. Dies geschieht losgelöst von Verwaltungsgrenzen. Das Mündungsgebiet der Memel wird von mir vielmehr als eine geographische Raumeinheit verstanden, die sich von ihrer entstehungsgeschichtlich älteren, hydrographisch trockeneren und orographisch höheren Umgebung deutlich unterscheidet. Um Überschneidungen mit dem Arbeitsbrief „Das Memelland“ zu vermeiden, habe ich auf eine Behandlung des zum Memelland gehörenden kleineren Teils des Memeldeltas verzichtet. Aus Raumgründen unterlag ich auch hier der Qual der Auswahl. Trotzdem glaube ich, einiges von dem getroffen zu haben, was für diesen stillen Winkel charakteristisch ist. Ich würde mich freuen, wenn Sie sich bei der Lektüre ein wenig von dem Zauber dieses reizvollen Landes umfangen lassen und Zwiesprache halten würden mit der heimlichen, unvergessenen Natur.

Der Verfasser

Herstellung: Druckerei Gerhard Rautenberg, 26789 Leer

Land von ungezähmter Urwüchsigkeit

Es gibt Landschaften, denen ein so starker Zauber anhaftet, daß sie unsere Seele zum Klingen bringen, wenn wir an sie zurückdenken. Lassen wir die Bilder der Erinnerung in unser Bewußtsein ein, dann erleben wir auch nach vielen Jahren noch den besonderen Reiz der Hügel, Täler und Wälder, der Flüsse und Seen, der Städte und Dörfer mit größter Intensität. Mit der nördlichen Region Ostpreußens, mit den Plätzen, Orten und der Landschaft der Memelniederung ist ein solch eigentümlicher und unverwechselbarer Zauber verbunden.

In dem Dreieck zwischen den Städten Labiau, Memel und Tilsit finden wir eine Landschaftsszenerie, die reich an eigenwilligen Zügen ist.

Hier, in Europas breitem Flußdelta, streben die Mündungsarme der Memel fächerförmig durch weite Niederungsgebiete dem Kurischen Haff zu. Liebliche Wiesen begleiten Minge, Atmath, Skirwieth, Ruß und Gilge auf ihrer langen Wanderung. Weißsilbern glänzende Birken mit zartgrünen Schleiern säumen die Wege, Erlen spannen ihre dunklen Blätterkronen an den Gräben auf, und Kopfweiden sind die bizarren Begleiter der Bäche. Flügelschlagend und quakend beleben Wildenten die Szene und fallen zischend in die Ruhe des Wassers. Seeschwalben stechen mit ihren spitzen



Weites Land: Wiesenlandschaft bei Inse

Flügeln in die warme Abendluft. Es gibt eine Zeit, da nimmt das Konzert der Frösche an den Bruchgewässern Tag und Nacht kein Ende. In dieser Region balzen, brüten und jagen Zwerg- und Große Rohrdommel, Reiher und Kranich, aber auch Bussard, Baumfalke und Sperber. In wechselnder Formation ziehen Scharen von Wildgänsen mit kräftigem Schlag über die satte Ebene. Und der Storch findet hier die für ihn so notwendigen Feuchtgebiete in überreichem Maße.

Es ist ein erdgeschichtlich junges Land, von ruhelosem Meer weggerissen und wieder angeschwemmt, bis der Mensch die Deiche zog und seinen Besitz vor der ewigen Bedrohung durch Stürme und Fluten sicherte. Dennoch blieb die Urgewalt der Natur auch weiter unberechenbar.

Ein Labyrinth von Niederungsflüssen, schwarzen Wasserschnellen und Entwässerungsgräben, die weltentrückten Fischerdörfer Karkeln, Loye, Inse, Tawe, Gilge, Elchwerder (Nemonien), die sich mit ihren breiten, mit Ecklauben versehenen, schilfgedeckten Häusern dicht an den Strand des Haffes schmiegen, geben der Landschaft ein eigenes, anziehendes Gepräge. Insbesondere die Jagd- und Forstreviere der Forstämter Ibenhorst und Tawellenbruch (Tawellingken) erschließen dem Wanderer die dunkle Schönheit des Elchwaldes, durch dessen Tiefen der Elch, der König der Erlenwälder und des Schilfdschungels, seine Fährte zieht und auf dessen hochragenden, dichtbuschigen Wipfeln der Reiher horstet.

Das tiefe Niederungsland, die üppigen Wiesen mit den schwarz-weißen Rindern des ostpreußischen Herdbuchviehs, die Kartoffeläcker und Zwiebfelder, die verstreuten stattlichen Gehöfte mit den Storchennestern auf dem Dach, sind weitere unvergessene Bilder, die schöne Empfindungen in denjenigen wecken, die noch eine natürliche Bindung zu diesem Land haben.

Die ältere Generation hat sie noch erlebt, die Welt des größten deutschen Moores. Hier lag das Große Moosbruch in seiner weiten und schwermütigen Schönheit, bis der Mensch weite Teile kultivierte. Die Luft des Hochmoores war gesättigt mit feinstem Wasserdunst und erfüllt mit dem Duft von Kräutern und Blumen. Das niedrige Moos hatte sich vollgesogen mit Feuchtigkeit. Es war dicht wie ein Pelz. Saftig stand jedes Grün an Baum und Strauch bis in die letzten Blattspitzen hinein. Der Kienporst mit seiner weißen Blütenpracht erfreute das Auge genauso wie die rosa schimmernenden Blüten der Rosmarienheide und die Samenstände des Wollgrases, die einen weißen Schleier über den Moorboden breiteten.

Im Frühjahr erfüllte ein Chor balzender Birkhähne die Luft. Mit ausgespreiztem Gefieder und vorgerecktem Kopf kämpften sie ritterlich um die Liebe. Weit war dann ihr monotones Kollern zu hören. In der von den ersten zauberhaften Strahlen der Sonne durchfluteten morgendlichen Dämmerung führten aber auch die Kraniche auf heimlichen Plätzen ihren Liebestanz auf. Gravitätisch tänzelten die Männchen hin und her, den Kopf hehend und neigend, die Schwingen spreizend, sich im Kreise drehend

und mächtig trompetend - ihre Reverenz auf diese einzigartige Weise den Damen erweisend. Wenn der Abend nahte, geisterten die Nebel. Sie verwandelten die Birkenbüsche in bleiche, unwirkliche Gebilde. Nach des Tages erhabener Ruhe wurde es dann noch einmal lebendig im Moor. Man vernahm das Plätschern des geschäftig umherschwimmenden Wasserhuhns. Unermüdlich rief der Kuckuck aus der Ferne. Vielstimmig erklang das Meckern der Bekassinen ringsumher. Hell jauchzte die Nachtschwalbe auf ihrem flinken Flug, und dumpf heulend strich der Kauz über die Blänken. Nach und nach schlief das Konzert der kleinen Sänger ein. Ihr Wispern und Piepsen verstummte, bis nur noch das leise Singen zahlloser Mücken an das menschliche Ohr drang. Behutsam deckte Nebel die Erde zu. Friedlich und geheimnisvoll lag das Große Moosbruch da. Es war einmal . . .

In diesem Land von ungezähmter Urwüchsigkeit ersetzen die Ströme die Straßen. Der flache Kahn ist das einzige Gefährt, das einen überall hinträgt, vorbei an buntgestrichenen Holzhäusern, die sich auf den Dämmen aneinanderreihen. Mächtige alte Linden weisen in den Himmel. In den sorgfältig bestellten Vorgärten blühen Astern und Dahlien, grünen Sträucher. Davor schaukeln die schöngeformten Kurenkähne mit den holzgeschnitzten farbenfrohen Wimpeln am Mast. Die zum Trocknen hochgezogenen Netze verströmen einen herben Geruch, in den sich der würzige Duft frisch gemähten Grases mischt. Über all dieser Schönheit liegt eine fast unwirkliche Stille. Nur das Zirpen der Grillen ist zu vernehmen. Im leisen Gleiten des Kahnes schlafen alle Worte ein, denn es gilt nur zu schauen und sich hinzugeben diesem Wunder eines Stückes Gotteswelt.

Die Bekanntschaft mit der eigenartigsten aller östlichen Flußlandschaften würde aber an Tiefe und Wert einbüßen ohne die Bekanntschaft mit den Bewohnern, die dieses schöne Fleckchen Erde genutzt, verändert, die hier gearbeitet und ihr kulturelles Leben entfaltet haben. Unvoreingenommenheit, Offenheit und vertrauensvolle Herzlichkeit waren die charakteristischen Wesenszüge der deutschen Menschen, die über Jahrhunderte im Memeldelta ansässig waren. Nur den Vertretern der Obrigkeit brachte dieser gesunde und kräftige Menschenschlag seit alters her eine gehörige Portion Skepsis entgegen.

Sie führten einen ständigen Kampf mit Moor und Wasser. Gleichwohl waren sie treue Söhne ihrer Heimat. Ja, die Naturgewalten stärkten ihren Sinn für Verantwortlichkeit, Sicherheit, Freiheit und Unabhängigkeit. Bodenständige Überlieferung des dörflichen Lebens hat sich hier mit jahrhundertaltem Brauchtum verbunden. Die Heimaterde schenkte ihnen Mut, Kraft und Glück. Für diese Menschen gab es kein wahrhaftiges Glück ohne die Heimat Ostpreußen; das beste, das tiefste Glück war nur sie allein. So bedeutete es ihnen Glück und Verpflichtung zugleich, Tag für Tag ihr mühseliges Tagewerk zu vollenden. Von daher erklärt sich auch die Hilfsbereitschaft der Niederunger, die bei weitem das Maß dessen überstieg, was

man an Beweisen dieser schönsten menschlichen Tugend anderswo erfahren konnte. Und in diesem wasserreichen Land, so pflegte man landläufig zu sagen, „lernten die Kinder Kahnfahren beinahe eher als laufen“.

Was die fruchtbare Erde des Landes, was die Ströme an Produkten und Erzeugnissen geben konnten, wurde zu den Märkten nach Groß Friedrichsdorf, Heinrichswalde, Kuckerneese (Kaukehmen), Kreuzingen (Groß Skaisgirren), Seckenburg, Neukirch, Karkeln und Rauterskirch (Alt Lappienen), ja bis nach Memel, Tilsit und Königsberg gebracht. Ob es Kartoffeln, Kohl, Zwiebeln, Gurken, Mohrrüben und Majoran oder die silberglänzende Beute der Netze waren, alles wurde dort – vielfach von den Kähnen an den Liegeplätzen aus – feilgeboten. Für die Gemüsebauern und Fischer, die aus der Stille kamen, waren die Fahrten zu den Markttagen eine willkommene Abwechslung. Sie boten quirlende Geschäftigkeit, feilschendes Lärmen und endlose Gespräche in dem behaglichen, vertrauten Dialekt.

Das glitzernde Geflecht der Wasseradern, der grüne Saum des Schilfes, in dem der Wind sein bewegtes Spiel treibt, die von Feuchtigkeit überfließenden Haffwiesen vor der dunklen Kulisse des nassen Erlenbruchwaldes und der hohe, weite Himmel, durch den die Wolkenschiffe segeln, das alles unterstreicht noch heute den amphibischen Charakter der Landschaft und bewirkt die melancholische Stimmung in dem von der Natur reich gesegneten Hinterland des Kurischen Haffes. Was die ostpreußische Landschaft an Schönheit und Innigkeit, an Poesie des Herzens und an Segen ernster Arbeit schenken kann, findet sich in dem Wechselspiel zwischen Wasser und Erde, in dem grün umrauschten Land der Memelniederung. Jungfräuliche Natur, Herbheit, Lieblichkeit und ein tiefer Friede bestimmen das Bild dieses Raumes.

Zeugnisse der Vor- und Frühgeschichte

1. Die Entstehung der Landschaft

Ostpreußen gehört zu der nördlichen gemäßigten Zone, die sich zwischen dem nördlichen Wendekreis und dem Nordpolarkreis ausdehnt. Das Gebiet gliedert sich in den Gesamtrahmen der norddeutschen Tiefebene ein und umfaßt verschiedene Landschaften von eigenartiger Schönheit. Die Oberflächenform Ostpreußens ist durch die riesigen Naturkräfte der Eiszeit herausgebildet worden. In ungemessenen Zeiträumen brachten sie es zuwege, den Untergrund des Landes zu Rundhöckern abzuhebeln, Becken zu schürfen, Kanäle zu fräsen, Moränen aufzuschütten, Findlinge, Sande und Tone abzulagern.

Nach Kosack läßt sich die Oberflächengestaltung Ostpreußens im großen gesehen in vier Bereiche einteilen, und zwar in die „Sand- und Kiefernzo-

ne“ Südostpreußens (allgemeines Gefälle nach Südosten), die „Region der Endmoränen“ (bewegtes Relief mit relativen Höhenunterschieden bis zu 100 Meter), die „Mittelostpreußische Region“ (Grundmoränenlandschaft) und die „Memelregion“. Letztere weist verschiedene Kleinlandschaften auf. Neben moorigen Niederungen begegnen wir hier der tonig-sandigen Kiefernlandschaft des Jurabeckens, dem Höhenzug Willkischken/Ober-Eißeln, den Lehmplatten des (politischen) Memelgebietes und der Tilsit/Schloßberger Grundmoräne. Das alle diese Teillandschaften verbindende Band ist das Einzugsgebiet der Memel.

Vom Willkischkener Höhenzug verläuft das Memel-Pregel-Urstromtal über die Inster und den Pregel in einer Ausdehnung von rund zwei Kilometer Breite. Ohne Zweifel hat die Urmemel diesen Weg genommen, bevor sie ihren Lauf in die heutige Memelniederung antrat. Die ältere Wissenschaft erklärte das Zustandekommen dieses Urstromtales durch die Annahme, daß die Höhen von Ober-Eißeln einst mit dem Willkischkener Höhenzug (sogenannte Baltische Grenzendmoräne) zusammenhingen. Die Urmemel staute sich, so wurde gefolgert, vor diesem Wall zu dem gewaltigen Jurasee auf, der das gesamte Jurabecken ausfüllte. Der Strom bzw. der Jurasee fanden einen Abfluß nach Süden durch das Instertal. Erst später soll die Memel die Höhen von Ober-Eißeln durchbrochen und das Instertal nicht mehr benutzt haben. Der Jurasee floß aus, und auf dem sandigen Boden des Jurabeckens entstanden der Juraforst und der Forst Trappen (Trappönen).

Die Theorie dieses Memeldurchbruchs hat durch die jüngere Wissenschaft eine Verbesserung erfahren. Nach dem Ergebnis der neueren geologischen Forschung dürfte es einen Jurasee nicht gegeben haben, weil die Begrenzung des Jurabeckens im Südwesten unklar ist und darüber hinaus auch die Verteilung der Sandarten in diesem Becken derart ist, daß man das Vorhandensein eines Stausees nicht annehmen kann. Auch an den terrassenförmigen Uferbildungen hat kein Memeldurchbruch stattgefunden, denn die Beweise dafür, bestimmte Ablagerungen der Memel, finden sich dort nicht, wohl aber Ablagerungen der Eiszeit, wie sie auf den Höhen vorkommen. Daß die Memel durch das Instertal abgeflossen ist, haben auch diese Untersuchungen nicht in Abrede gestellt. Zwar gehen auch sie davon aus, daß dem Strom der direkte Weg nach Westen zwischen dem Willkischkener Höhenzug und den Ober-Eißeler Höhen versperrt war, jedoch wurde dies damit erklärt, daß aufgestautes Eis diese Sperre bildete. Erst als dieses völlig abgeschmolzen war, konnten die Wasser der Urmemel „ihren Weg unter Benutzung subglazial angelegter Rinnen durch den Ragnit-Willkischkener Höhenzug nehmen und sich ihren Lauf durch die Geschiebemergelplatte im Gebiet des heutigen Haffs zur Ostsee bahnen“ (K. Andréé). Es wird angenommen, daß die Urmemel in drei Mündungen, und zwar zwischen Sarkau/Rossitten, zwischen Rossitten/Nidden und bei Prökuls das Meer erreichte.

Wir wissen, dass sich die Oberflächenformen durch das Zusammenspiel der im Erdinnern wirksamen Kräfte und der Wirkungen von Eis, Wasser und Wind im wiederkehrenden Wechsel von Senkungen unter und Hebungen über den Meeresspiegel herausgebildet haben. Die Senkung zur Litorinazeit (ca. 5000 vor Christi Geburt) bewirkte, daß die alte Küstenlinie Samland-Sarkau-Rossitten-Windenburger Ecke sowie das zuvor näher bezeichnete Mündungsdelta der Urmemel regelrecht „ertranken“ und sich infolge der Vergrößerung der Ostsee eine Bucht herausbildete, die bis in den Tilsiter Raum reichte. „Das gesamte Memeldelta war also gleich dem Kurischen Haff eine flache Meeresbucht. Die Urmemel brachte die Sinkstoffe und lagerte sie dort ab, wo jeweilig ihre Transportkraft aufhörte. Ihre allmählich sich entwickelnden Hauptarme Ruß und Gilge bauten weiter. Der Boden der Meeresbucht erhöhte sich allmählich, und es entstand eine amphibische Landschaft, die völlig von Wasser und Moor beherrscht war. Erst später trat der Mensch in diese Landschaft ein und schuf die fruchtbare ‚Hohe Niederung‘, während im Haffküstenbereich das Delta eine gewisse Ursprünglichkeit bewahrte“ (H. Kirrinnis).

Die durch den Uferabbruch an der nördlichen Samlandküste und den Wellenschlag des Meeres ausgelösten Sandversetzungen führten zur Bildung von Sandbänken und Haken, die die dahinter liegende Meeresbucht allmählich abschnürten. Vom Samlandblock aus fand hier in geschwungenem Bogen eine Entwicklung in Richtung auf die Küste bei Memel statt. So sind durch den Küstenstrom die rund einhundert Kilometer lange Landbrücke, die Kurische Nehrung und das Kurische Haff entstanden, wobei mindestens zwei Geschiebelehmshollen aufgenommen wurden, und zwar die Diluvialplatten von Sarkau und Rossitten.

Nehrung, Haff und das benachbarte Niederungsland im Memeldelta können somit als eine Landschaftseinheit angesehen werden, die sich – erdgeschichtlich gesehen – in den letzten 5000 - 8000 Jahren zu ihrer jetzigen Oberflächenform herausgebildet hat.

2. Von den ältesten Bewohnern

Ostpreußen verfügte über mannigfache vorgeschichtliche Bodenfunde, die die Ermittlung vorgeschichtlicher Kulturgruppen leicht machte. In erster Linie waren es die Gräber, die Aufschluß gaben über die verschiedenartigen Bestattungsbräuche vorgeschichtlicher Stämme und Völker. Aus den überlieferten Grabbeigaben wurden die unterschiedlichen Formen von Waffen, Werkzeug und Gerät deutlich, die den einzelnen Bevölkerungsgruppen eigentümlich waren. Ergänzt wurde das mit Hilfe der Gräberforschung gewonnene Bild durch Schatzfunde und Reste vorzeitlicher Siedlungen.

Die ersten Spuren menschlichen Daseins in unserer ostpreußischen Heimat weisen auf die mittlere Steinzeit hin. Aus dieser Periode wurden ver-

einzelte, roh bearbeitete Stücke von Mammutknochen und Rentiergeweihstangen gefunden. Äxte aus Geweih oder Horn, knöcherne Lanzenspitzen, Harpunen zum Fischstechen, Werkzeuge aus Feuerstein zeugen von der Tätigkeit der Bewohner als Jäger, Fischer und Sammler. Wie diese Menschen aussahen und welcher Rasse sie angehörten, wissen wir nicht, da uns von ihnen Skelette nicht überliefert sind. Das Tilsiter Heimatmuseum beherbergte einige Mammutzähne, die vom Memelufer stammten.

Bei Nidden und am Grabschter Haken, zwischen Pillkopen und Nidden, hat man Wohnplätze entdeckt, die aus der jüngeren Steinzeit stammen. Überhaupt scheint die Steinzeitkultur auf der Kurischen Nehrung besonders ausgeprägt gewesen zu sein, was Scherbenfunde, die schon Henkelansätze bzw. vollständige Henkel erkennen ließen, beweisen.

Auch aus der Bronzezeit und der Eisenzeit sind uns eine Vielzahl von Waffen und Werkzeugen überliefert. Hieraus ist zu folgern, daß die Kurische Nehrung und die Gegend an der unteren Memel auch den Menschen dieser Zeitperioden kein unbekanntes Gebiet gewesen sein kann. Aus der Memelniederung selbst liegen uns aus ältester Zeit allerdings keine Funde vor. Es kann jedoch angenommen werden, daß auch hier schon Menschen gelebt haben, die wohl dem Stamm zuzuordnen sind, der an der Memel selbst und auf der Kurischen Nehrung zu finden war.

Zu Beginn der Zeitrechnung berichteten die Geschichtsschreiber des klassischen Altertums über die Bewohner des Raumes zwischen dem Kurischen Haff, den Masurischen Seen und dem Mündungsdelta der Weichsel, die sie „aestiorum gentes“, die Stämme der Ästier, nannten. Die Geschichtswissenschaft hat belegt, daß die Ästier und die Prußen ein Volk waren. Die Prußen, die diesem Land den Namen gegeben haben, waren große und kräftige Gestalten. Ihr Fleiß im Ackerbau und ihr Interesse an der Bernsteinengewinnung werden schon durch Tacitus rühmend erwähnt. Das Volk der Prußen wird der baltischen Gruppe, einem Zweig der großen indoeuropäischen Sprach- und Völkergemeinschaft, zugeordnet. Es wird angenommen, daß die in der jüngeren Steinzeit von Westen kommenden Kulturen nordischen Ursprungs eine ältere nordeurasische Kultur überlagert haben und sich dadurch ein urbaltisches Volkstum entwickelte, das sich im Laufe der Zeit in die Prußen, Litauer, Letten und Kuren aufgliedert hat.

Nachdem in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitenwende immer wieder Volksstämme aus Skandinavien, Jütland und den dänischen Inseln die baltisch-ostpreußische Kultur beeinflusst hatten, waren es vom 8. bis ins 11. Jahrhundert die Wikinger, die teils als Seeräuber oder Kaufleute, teils als Eroberer und Staatengründer die Küsten Europas und des Orients heim suchten, die die Gestade Islands, Grönlands und Nordamerikas fanden und die auch in Ostpreußen ihre Spuren hinterließen. Das Memelgebiet, die Küste Kurlands und Südlivlands wurden von ihnen beeinflusst, und ins-

besondere die Memelniederung scheint für die Handelsabsichten der Wikingen günstig gewesen zu sein. Mit ihren seetüchtigen Drachenschiffen landeten sie an der Küste oder fuhren die Flüsse aufwärts, so auch die Memel. Daß dies nicht nur zum Zwecke des Handels geschah, sondern daß von ihnen auch Niederlassungen gegründet wurden, beweisen die Funde des großen Wikingergräberfeldes in Wiskiauten bei Cranz (180 Grabhügel) und das mehrstöckige Gräberfeld von Linkuhnen bei Tilsit, aus dem über 60 reich verzierte Wikingerschwerter geborgen wurden. Einem Bericht des angelsächsischen Seefahrers Wulfstan zufolge, sind die Wikingen auch auf dem in der Nähe oder auf dem Boden von Elbing gelegenen Handelsplatz Truso als Kaufleute aufgetreten.

Das Gebiet an der Memel zeichnete sich in der spätheidnischen Zeit durch seinen Schmuckreichtum und die Fülle der Grabbeigaben aus. Die Schmuckbeigaben hatten hier eher einen ostbaltischen als einen preußischen Kultureinschlag. Die „Memelkultur“ läßt sich in zwei Gruppen aufteilen. Während die ostbaltisch gefärbte „kurische“ Gruppe das Küstengebiet von Memel bis Kurland beherrschte, fanden wir die südliche, mehr preußisch gefärbte Gruppe, die dem Schalauerstamm zuzuweisen sein dürfte, an der unteren Memel. Im Laufe des jüngsten heidnischen Zeitalters gingen auch die Träger der „Memelkultur“ von der geübten Körperbestattung zur Leichenverbrennung über.

Als der Deutsche Orden ins Land kam, wurde die preußische Bevölkerung durch die Ordensritter nicht ausgerottet, wie gelegentlich behauptet wird. Nach Bekehrung dieses heidnischen Volkes zum Christentum setzte allmählich der Verschmelzungsprozeß mit den eingewanderten deutschen Siedlern ein. Nach und nach übernahmen die Preußen deren überlegene Kultur und auch die Sprache. Erst im 17. Jahrhundert ist die preußische Sprache ganz erloschen, und zwar nicht als Folge eines äußeren Zwanges, sondern in Form einer Assimilation, wie man diese auch bei den Kelten im römischen Gallien und bei den Liven feststellen konnte. Und durch soziale Angleichung ist auch das Litauertum in „Preußisch-Litauen“, wie man das Gebiet an der Memel seit der Einwanderung der Litauer vielfach nannte, im Laufe der Zeit blutsmäßig mit der deutschen Bevölkerung verschmolzen.

Gemeindeporträts

Die meisten Menschen der Memelniederung lebten in kleinen Gemeinden, in Dörfern oder Marktflecken. Landmann und Fischerwirt waren hier zu Hause. Sie wohnten in enger nachbarschaftlicher Gemeinschaft mit ihresgleichen und denen, die ihnen dabei auf ihre Weise helfend zur Seite standen. Denn nicht wegzudenken aus diesem Zusammenleben auf dem Lande waren der Schmied und Stellmacher, der Tischler, der Schneider, der Sattler und Schuster, der Bäcker und Fleischer. Was Haus und Hof an Din-

gen des täglichen Bedarfs nicht erzeugten, konnte im Kolonialwarenladen erstanden werden. Der Dorfkrug war die „Börse“ für Ernstes und Heiteres. Hier wurde abends bei „Pillkaller“, Bier oder Grog unter Männern das Neueste aus dem Dorf „gehandelt“, aber auch die Ereignisse aus der großen Welt fanden ihren „Absatz“. Der Saal des Gasthauses sah jung und alt zu Tanz und Spiel zusammenkommen. Das Wort Gottes verkündeten der Pfarrer oder Hilfsprediger, für Ruhe und Ordnung sorgte der Landjäger, und dafür, daß die Kinder etwas lernten, zeichnete der Schulmeister verantwortlich.

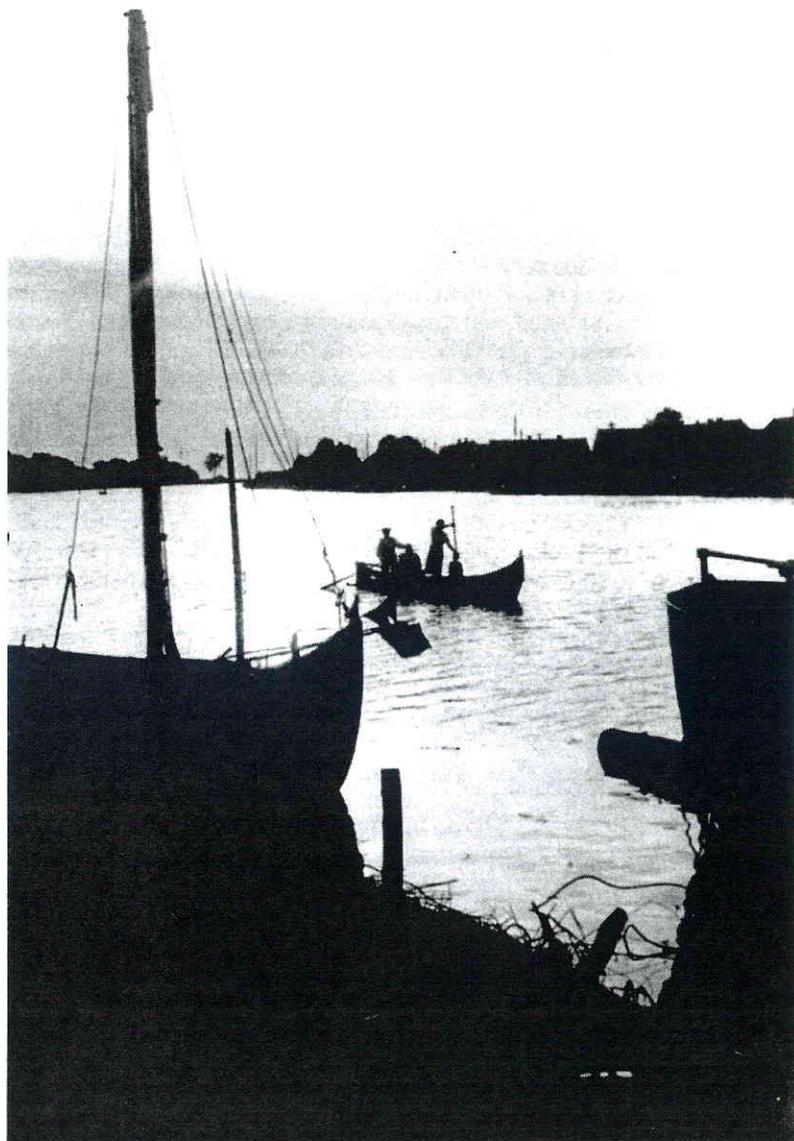
Es waren die Werte des dörflichen Lebens, wie Nachbarschaftshilfe, Gastfreundschaft, Nächstenliebe und das glückliche Miteinander, die Gefühle der Zusammengehörigkeit und des Zuhause-seins schufen. Aus diesem Zuhause entwickelte sich das Wissen um die ostpreußische Heimat, bildete sich das Bewußtsein vom Vaterland, von der Muttersprache.

So manchem ehemaligen Bewohner, der einen wertvollen Beitrag zur wirtschaftlichen und kulturellen Gestaltung dieses Landes beigesteuert hat, wurde erst nach Flucht und Vertreibung klar, wie selbstverständlich er dieses Gemeinschaftsleben in der Heimat hingenommen hatte und welchen Wert es für ihn - rückschauend - darstellte. Namentlich die älteren Landsleute mußten in der Fremde die bittere Erfahrung machen, daß Gemeinschaft gar nicht so selbstverständlich ist, daß sie überall erst wachsen muß und damit Zeit braucht. Und eben diese Älteren haben dann auch am schmerzlichsten empfunden, was sie mit der Vertreibung unwiederbringlich haben aufgeben müssen, daß nämlich mit dem Verlust der Heimat das ganze Geflecht geistigen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens verlorengegangen war, in dem sich ostpreußisches Wesen erfüllt und bewährt hatte.

Die Liebe zu den Ortschaften der Memelniederung ist zu stark in ihren Herzen verankert, als daß sie vergessen könnten, was sie dort in glücklichen und schweren Tagen erlebt haben. Mit diesen wenigen Worten lassen sich meine Eindrücke zusammenfassen, die ich bei den Gesprächen mit ehemaligen Bewohnern einiger ausgewählter Gemeinden gewonnen habe.

Fischerdörfer am Kurischen Haff

Die Fischerdörfer an der Ostküste des Kurischen Haffes lagen nicht „an der Straße“ und waren nicht in der Absicht geschaffen worden, bemerkt oder gar bewundert zu werden. Sie sollten lediglich das noble Bedürfnis erfüllen, mit sich selbst, ihren nächsten Angehörigen und Freunden, vor allem aber mit einer ebenso erhabenen wie lieblichen Natur allein zu sein. Worin lagen die Besonderheiten, die diese Dörfer in ihrer Eigenart prägten? Was waren das für Menschen, die dort lebten und ihrem uralten Handwerk nachgingen?



Abendstimmung in Karkeln

Karkeln

Da war zunächst Karkeln. An der Mündung des Karkelstromes in das Kurische Haff gelegen, war es ein wohlhabendes Fischerdorf und ein Marktplatz zugleich. Das Musterdorf hatte 125 Wohngehöfte und zum Zeitpunkt der Vertreibung rund 900 Einwohner. Die zur Gemeinde gehörende Gemarkung war am Haffufer 20 Kilometer lang. Die Gesamtnutzfläche betrug 2000 Hektar.

Vor dem Bau der Straße Jägerhöh (Schudereiten) über Herdenau (Kallingken) nach Karkeln (1883/84) gab es Wirte, die einen regen Handel mit Heu betrieben. Neben den Fischerkähnen sah man allenthalben große Heukähne die Wasserstraßen bevölkern. Mit der Erschließung des Hinterlandes durch den Straßenbau ging dieser Handel jedoch wieder zurück. Die Fischerei blieb das Hauptgewerbe der Einwohner.

Schon 1680 verzeichnet die Kirchenchronik eine Kirche, die aus Lehm und Holz erbaut war und ein Rohrdach trug. Nachdem das Gotteshaus 1760 ein Raub der Flammen geworden war, wurde der neue Findlingsbau 1772 eingeweiht. 1899 erhielt die Kirche einen Turm. Der Altarraum erfuhr eine bauliche Erweiterung, und auch die Orgel sowie die gesamte Innenausstattung wurden erneuert. Eine aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts stammende Statue, die die sitzende Mutter Gottes mit Kind darstellte, hatte hier einen würdigen Platz gefunden.

In Karkeln gab es eine dreiklassige Schule. Der rote Ziegelbau war abseits des Dorfes auf dem Kirchendamm errichtet.

Mit der Eindeichung der Gemeinde in den Jahren 1905/1906 widmete sich ein Teil der Karkelner Fischerwirte einem anderen Wirtschaftszweig. Da der Wasserstau und damit das Überfluten der Ländereien ausblieben, wurden von nun an Getreideanbau und Viehhaltung rentabel.

In bescheidenem Umfang blühte auch der Fremdenverkehr in Karkeln. Die freundlich dreinschauenden Häuser des Dorfes beiderseits des Karkelstromes, die gepflegten Gärtchen mit den vielen Blumen als zusätzliche Farbtupfer, die sauberen Höfe und Straßen, die hochwassersicheren Uferanlagen, all das übte eine magische Anziehungskraft auf Sommergäste aus. Am Badestrand der Weinberginsel entwickelte sich allsonntäglich, aber auch an Wochentagen, ein munterer Betrieb mit vielem Jauchzen und Lachen.

Ein Schauspiel von geradezu überwältigender Schönheit boten die Sommerabende in dem „Kurischen Venedig“, wie dieses idyllische Reservat am Rande des Haffes im Volksmund auch genannt wurde. Unvergessen das Stimmungsbild, das Zauberspiel der Farben: Die große Lagune gleicht einem silbernen Spiegel; die Wasser glitzern und gleißen. Ruhig liegt das Haff da, so als sei es von des Tages Atemholen ermüdet. In der Ferne träumt die einsame Landbrücke. Auf den weißen Dünenkämmen der Kurischen Nehrung liegt wie verglimmendes Feuer, karminrot, der Wider-

schein der Sonne. Über Karkeln, das noch eben in seiner sommerlichen Lieblichkeit prangte, senkt sich die Dämmerung. Schwarz und scharf heben sich die Silhouetten der Häuser gegen die in immer neuen Farbtönen erglühende Pracht des Abendhimmels ab. Langsam, ganz langsam verdrängt das tiefe Schwarzblau der anbrechenden Nacht den Silberglanz von Haff und Strom. Wie ein Schatten gleitet ein letzter Handkahn auf dem trägen Fluß heimwärts. Leise glucksen die schläfrigen Wellen gegen den Bug, der sich wie ein gebogener schwarzer Schnabel in den Himmel reckt. Ein Bild stillen Abendfriedens, zart wie die verspielten Scherenschnitte längst vergangener Zeiten. Weh' wird mir ums Herz . . .

Inse

Zum Kirchspiel Inse gehörten die Gemeinden Inse, Loye, Tawe und Pait. Das Dorf Inse, das zu den ältesten Siedlungen am Kurischen Haff zählte, hatte (1939) 543 Einwohner. Es lag beiderseits des Inseflusses. Die Mündungsstelle wurde 1884 auf beiden Seiten von Molen eingefafßt, die jedoch auf Grund der geringen Strömung des Inseflusses im Laufe der Jahrzehnte - ausgelöst durch die stürmischen Westwinde - Versandungen nicht verhindern konnten. Dies hatte zur Folge, daß viele Fischer ihren Beruf aufgaben und sich fortan der Landwirtschaft widmeten. Der Gemüsebau stand



Fischerhafen von Inse

an erster Stelle. Das Gemüse von Inse, Tawe und Loye, insbesondere Sellerie und Gurken, war auf den Märkten wegen der hohen Qualität eine gefragte Ware. Nachdem in Inse und Tawe Molkereien erbaut worden waren, entwickelten sich Viehhaltung und Milchwirtschaft sehr schnell. Die mit Intensität und ausgezeichneter Zuchtwahl betriebene Viehwirtschaft gedieh zu hoher Blüte und wurde zu einer Quelle des Wohlstandes. Auch die Heugewinnung nahm im Leben der Dorfbewohner ihren Platz ein. Ertragreich waren vor allem die Haffwiesen, die zwei- bis dreimal im Jahr geschnitten wurden. Trotz des landwirtschaftlichen Betriebes gaben die Menschen die Fischerei in Strom und Haff aber nicht auf.

Inse besaß eine zweiklassige Schule. 1934 wurde eine Jugendherberge ihrer Bestimmung übergeben. Sie bot Übernachtungsmöglichkeiten für rund 100 Personen und trug bis zum Zeitpunkt der Vertreibung das ihre dazu bei, Ausflügler und Sommergäste in das idyllische Fischerdorf mit seinen bunten Holzhäusern zu locken.

Mandolinenorchester, Jungmädchenchor, Männerchor, Frauenverein, Kriegerverein und Fischerverein förderten nicht nur die Geselligkeit, sondern durch die vielseitigen Veranstaltungen dieser Vereinigungen nahm das kulturelle Leben des Ortes einen beachtlichen Aufschwung. Eine achteckige Holzkirche mit Mitteldachreiter und einer Flachdecke auf toskanischen Säulen, die nach dem Muster des Gotteshauses in Rauterskirch (Alt-Lappienen) 1700 erbaut worden war, konnte als besondere Sehenswürdigkeit des Fischerdorfes Inse bezeichnet werden.

Gilge

Gilge, im Kreis Labiau gelegen, war ein anheimelnder, freundlicher Ort mit vielen Fischerbooten, nach Netzen, Wasser und Fischen duftend. Die lange, zusammenhängende Kette von Häusern der Fischer, Bauern, Kaufleute und Gewerbetreibenden begleitete den Gilgefluß vor seiner Mündung in das Kurische Haff. Als Siedlungsplatz von außerordentlich günstiger Lage bot er bereits in der Ordenszeit Fischern eine Heimstatt. Der Strom, die Liebe zur eigenen Küstenlinie und der Segen des Haffes müssen wohl das Entscheidende gewesen sein, das die Menschen anlockte. So war der Ort zu beiden Seiten der Gilge über Jahrhunderte organisch gewachsen.

Die Menschen, die hier lebten, waren munter und schlagfertig. Hier hatte man keine Minderwertigkeitskomplexe anderen und größeren Orten gegenüber. Warum auch Vergleiche ziehen, wenn nichts sich mit der Ruhe, der Atmosphäre und Offenheit Gilges messen konnte.

Die (1939) 1157 Einwohner lebten von Fischerei, Viehhaltung, Gemüseanbau und Wiesenwirtschaft. Das Gemüse ging auf den Timberkähnen nach Labiau, Königsberg und Tilsit, bis im Jahre 1937 in Gilge selbst eine Annahmestelle eingerichtet wurde, die für den Weitertransport der Produkte sorgte. Auch Fischfänge wurden auf dem Wasserwege zu den Märkten



Fährmann in Tawe

in die benachbarten Städte gebracht. Großabnehmer für das Heu war die Heeresverwaltung.

Sie waren aber auch stolz, die Einwohner Gilges, und dieser Stolz führte zu Leistungen besonderer Art. So gab es in dem Ort zwei Mahlmühlen, eine Sauerkohlfabrik und eine Rohrweberei. Letztere sollte sich im Laufe der Jahre zu dem größten Unternehmen dieser Art in Ostpreußen entwickeln. Gilge besaß vier Gasthäuser, zehn Lebensmittelgeschäfte, zwei Textilwarengeschäfte. Die in vielen Sturmfahrten erprobten Boote kamen zum Teil aus den Betrieben der sechs ortsansässigen Kahn- und Bootsbauer. Eine jeweils zweiklassige Schule gab es in Gilge (Nord) und in Gilge (Süd). Frauenverein, Sportverein und Kriegerverein sorgten für ein reges Vereinsleben.

Mit dem Bau der Kreisstraße Elchwerder (Nemonien) - Gilge verringerten sich die ungünstigen Verkehrsverhältnisse beträchtlich. Diese Straße, die 1929 dem öffentlichen Verkehr übergeben werden konnte, führte zu einer Steigerung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Ortes.

Das Kirchspiel Gilge mit eigener Fachwerk-Kirche bestand seit 1707. Die letzte Kirche wurde am 21. September 1851 eingeweiht. Dem in gotischem Stil errichteten Ziegelbau fehlte der Turm. Dafür hatte die Kirche Staffelgiebel. In einem dieser Giebel befand sich auch die Glocke. Das schlichte In-

tere des Gotteshauses sah eine umlaufende Empore und alte Holzfiguren. Altar und Kanzel waren vereint.

Karkeln, Loye, Inse, Tawe, Gilge, Elchwerder (Nemonien) - eins hatten diese Haffgemeinden gemeinsam: Sie waren eine Welt im kleinen, wo der Mensch nichts als Mensch sein konnte und seine Ruhe hatte - vor den Ansprüchen, vor der lärmenden Geschäftigkeit unserer Zivilisation und Zeit. Unbefangenheit zeichnete hier die Kinder aus. Freundlich schauten die Frauen aus blauen Augen. Lebenstüchtig waren die Männer. Unter ihren abgegriffenen blauen Mützen lugten Gesichter hervor, in die sich die harten Linien zäher Arbeit eingegraben hatten. Vor allem aber waren diese Menschen gastfreundlich - wenn auch dem Fremden gegenüber verschlossener, als es zunächst den Anschein hatte. Bis sie sich aufschlossen, dauerte es seine Zeit. Man mußte Geduld mit ihnen haben.

Die vertrauten Namen dieser Dörfer standen für Einsamkeit und einfaches Leben, Sonne und Sommerseligkeit, für Unbill der Natur, für das Karge und Weltvergessene. Sie hatten sich ihre unverwechselbare Physiognomie, ihren diskreten Charme und ihre eigenen Gesetze bewahrt, diese Orte, die liebevoll und geduldig entdeckt werden wollten. Und wer von ihrem eigentümlichen Zauber erst einmal durchdrungen war, den machten sie still, der war ihnen verfallen. Die lebendige Einsamkeit drang in ihn ein, formte sich zum unvergeßlichen Erlebnis, verkapselte sich, wurde Einklang.

Zentrale Orte

Nicht mit architektonischen Schätzen aus dem Mittelalter konnten die landeinwärts gelegenen Orte der Memelniederung prunken. Auf die Wucht und die Würde der roten Bauten der Backsteingotik mußten Bewohner und Besucher verzichten. Das Land wurde erst in der herzoglichen, kurfürstlichen und königlichen Zeit erschlossen.

Heinrichswalde

Heinrichswalde, südlich der Gilge zwischen Kurischem Haff und Tilsit gelegen, war Sitz der Kreisverwaltung des Kreises Elchniederung. Der Ort, der (1939) 3476 Einwohner zählte, ist aus einer kleinen Siedlung hervorgegangen. Es hatte damit begonnen, daß der Große Kurfürst im Jahre 1657 einem Heinrich Ehrenteich 50 Wildnischufen verlieh. Später haben die Grafen Keyserlingk hier eine große Rolle gespielt. Das reizende „Gartenstädtchen“, wie es in jüngster Zeit wegen des gartenstadtähnlichen Charakters auch genannt wurde, entwickelte sich auf Grund der günstigen Lage in der Linkuhnen-Seckendorfer Niederung, aber auch wegen der Konzentration von Behörden, Banken und anderer öffentlicher und gewerblicher Einrichtungen schnell zu einem wirtschaftlichen Mittelpunkt. Hier waren vertreten: Landratsamt, Finanzamt, Gesundheitsamt, Katasteramt, Arbeitsamt, Gemeindeamt, Kreisschulamt, Kreiskrankenhaus, Kreisaltersheim, Staatli-

che Kreis- und Forstkasse, Kreissparkasse, Volksbank, Volks- und Mittelschule. Von den Versorgungseinrichtungen sind insbesondere die Molke-
 rei, die zahlreichen Lebensmittelgeschäfte sowie die neun Gasthöfe mit
 Läden und Ausspann hervorzuheben. Wegen der salz- und schwefelhaltigen
 Bäder ist auch die Zunahme des Fremdenverkehrs zu erwähnen.
 Eine evangelische Kirche war schon seit 1686 nachweisbar; sie wurde in
 den Jahren 1867 bis 1869 in gotischem Stil neu erbaut. Weit grüßte ihr spit-
 zer Turm ins Land hinein.

Neukirch

Nordwestlich von Heinrichswalde lag - im Zentrum des Kreises Elchniederung - das Dorf Neukirch, das (1939) 1594 Einwohner hatte. Eine Kleinbahn verband den Ort mit Seckenburg und Brittanien. Von Brittanien bestand ein Anschluß an die Reichsbahn nach Tilsit und Königsberg. Die zentrale Lage des Ortes begünstigten das Vereinsleben und die gesellschaftlichen Veranstaltungen. Neukirch war Mittelpunkt der Pferdezucht im Kreise, Sitz der Kreisbauernschaft, der Viehverwertungsgenossenschaft und des Linkuhnen-Seckenburger-Entwässerungsverbandes. Auch die Innungen des Kreises Elchniederung und die Kreisvereine wählten Neukirch gern als Tagungsort.



Neukirch: Tilsiter Käse wird aus dem Salzbad genommen

Die Kirche mit ihrem breiten, kantigen Turm, ein massiver Bau mit über einen Meter dicken Mauern, bot etwa 1200 Personen Platz. Das schlichte Innere wurde belebt durch die 1757 von Adam Gottlieb Caparini erbaute Orgel.

Kuckerneese

Noch weiter nordwestlich, zwischen der Gilge und dem Rußstrom, lag das um 1450 gegründete Niederungsdorf Kuckerneese (Kaukehmen) mit (1939) 4510 Einwohnern. Mit der Eindeichung des Memeldeltas im 19. Jahrhundert erfuhr auch hier die Landwirtschaft einen Aufschwung. Eine hervorragende Stellung unter den Gütern nahm die rund 1000 Morgen große Staatsdomäne Kuckerneese (Kaukehmen) ein, deren Ländereien recht fruchtbar waren. Goldene Getreidefelder, saftige Kleeschläge fanden sich hier. Schwarzweißes Herdbuchvieh, das für den berühmten Tilsiter Käse die Milch lieferte, belebte das weite Wiesenland. Die Bevölkerung von Kuckerneese (Kaukehmen) setzte sich aus Landwirten, Kaufleuten, Handwerkern, Beamten, Angestellten und Arbeitern zusammen. Auch die freien Berufe, vertreten durch Rechtsanwälte und Ärzte, sollen hier nicht unerwähnt bleiben.

Wiederholt ist der Ort in den Blickpunkt europäischer Geschichte gerückt: Die aus Livland eingefallenen Schweden hatten im Winter 1678/79 hier unter Feldmarschall Horn ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Nach seiner berühmten Schlittenfahrt über das Kurische Haff und seinem Sieg über die Schweden bei Splitter im Januar 1679 wohnte der Große Kurfürst im Amtshof. Unter ihrem Oberbefehlshaber, General Fermor, besetzten die Russen im Siebenjährigen Krieg Kuckerneese (Kaukehmen), und im Unglücklichen Krieg mußte der Ort unter den Franzosen sehr leiden.

Zum Schulwesen: In Kuckerneese (Kaukehmen) gab es eine Volksschule und eine Berufs- und Haushaltungsschule. Die „Höhere Knaben- und Mädchenschule“ führte die Schüler bis zur Obertertia. Von der Oberrealschule in Tilsit wurden sie dann in die Untersekunda übernommen. Aus dieser Schule ging des weiteren eine selbständige Mittelschule hervor. Auch konnte Kuckerneese (Kaukehmen) eine Lehrerbildungsanstalt mit Internatsbetrieb sein eigen nennen.

Bis 1933 wurde das kulturelle Leben insbesondere durch Theater- und Operettenaufführungen des Ostpreußischen Landestheaters und des Tilsiter Stadttheaters bestimmt. Daneben sorgten ein Lichtspielhaus und natürlich auch der Männergesangverein für Zerstreuung. Schließlich trugen zu einem regen geselligen Leben der Turnverein, der Handwerkerverein, der Kriegerverein und der evangelische Arbeiterverein bei.

Die Märkte belebten das ländliche Jahr. An Markttagen bevölkerten oftmals bis zu 200 Fuhrwerke den Ort, dessen Wohlergehen von der florierenden Landwirtschaft in seiner Umgebung abhängig war. Insgesamt kann festgestellt werden, daß in Kuckerneese (Kaukehmen) Handel und Wan-

del blühten und daß die Bevölkerung es durch ihren Fleiß zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatte.

Rauterskirch

Wer mit dem Dampfer von Tilsit memel- und gilgeabwärts reiste, der kam nach Seckenburg. Zuvor passierte er aber die Ortschaften Rauterskirch (Alt-Lappienen) und Rautersdorf (Neu-Lappienen), die links und rechts des Stromes lagen und die von einer Wagenfähre miteinander verbunden wurden. Vor der Errichtung des Haffdeiches war Rauterskirch (Alt-Lappienen) ein bedeutender Marktplatz gewesen. 1939 lebten hier 599 Menschen. Als eine Attraktion des Ortes konnte die achteckige Kirche angesehen werden. Sie erfreute sich großer Beliebtheit. Luise Katharina von Chièze, die sich schon um die Entwässerung der Gilgeniederung verdient gemacht hat, ließ sie in streng byzantinischem Stil erbauen. Der Bau wurde in den Jahren 1675 bis 1703 nach den Plänen ihres Mannes, des kurfürstlich-brandenburgischen General-Quartiermeisters Philipp von Chièze, ausgeführt. Obwohl die Kirche noch nicht in allen Teilen fertig war, wurde sie bereits im Jahre 1700 eingeweiht. Das achteckige Gotteshaus hatte ein kunstvoll ausgestattetes Inneres, dessen Gewölbe von acht mit schönen Kapitälern gekrönten Säulen getragen wurde. Der Überlieferung nach soll die feine Schnitzarbeit an Altar und Orgel auf die venezianische Arbeit eines italienischen Baumeisters zurückzuführen sein.

Schloß Rautengrund

In zweiter Ehe war Luise Katharina von Chièze mit dem Reichsgrafen Wolf Christoph Freiherr von Truchseß-Waldburg verheiratet. Von dieser unternehmenden Frau - sie war auch die Schöpferin des Großen Friedrichsgrabens - wurde 1673 das weiter gilgeabwärts gelegene Schloß in Rautengrund erbaut. Es sollte in späteren Jahren Majoratssitz der Familie von Keyserlingk werden. Der letzte Besitzer war Adalbert Graf von Keyserlingk. Seine Frau, Sabine Gräfin von Keyserlingk, beschreibt das Schloß, das von sowjetischen Truppen am 7. Mai 1945 niedergebrannt sein soll, wie folgt:

„Das Haus hatte zwei Haupteingänge. Der Vorbau enthielt nur das Treppenhaus und oben drei Gastzimmer. Eine gewundene helle Eichentreppe führte in den ersten Stock, in dem die Haupträume lagen. An den Wänden des Treppenhauses hingen die Elchgeweihe der besten Schauler, darunter vier ausgestopfte Köpfe. Im Ahnensaal hingen 60 Bilder der Vorfahren. Er war mit sehr schönen alten Möbeln eingerichtet. Neben dem Saal lag die Bibliothek mit 3000 Bänden, hauptsächlich naturwissenschaftliche und philosophische Werke. Am Kamin hing eine wertvolle Handzeichnung der Karoline Charlotte Amalie Gräfin von Keyserlingk, die zu ihrer Zeit eine bekannte Malerin war und 1786 die Ehrenmitgliedschaft der von Chodowiec-

ki geleiteten preußischen Akademie der Künste verliehen erhielt. Auf der anderen Seite schlossen sich an den Saal zwei kleine Salons an. Im ersten stand ein schöner italienischer Heiligenschrein aus dem Mittelalter. Vom Saal aus führte der zweite Ausgang zur Stromseite hin auf einen großen Balkon, der in gleicher Höhe wie der Deich lag . . .”

Seckenburg

Seckenburg, gern als „Tor zum Elchrevier“ bezeichnet, war ein Marktflecken mit (1939) 1490 Einwohnern. Der Wochenmarkt, der donnerstags abgehalten wurde, war immer gut besucht, weil insbesondere die Bewohner der Haffdörfer auf den Marktflecken angewiesen waren. Im Pulsschlag eines solchen Tages gab es hier wechselndes Kommen und Gehen. Es war hübsch anzusehen, wie die ganze Buntheit über den weiten Platz ausgeschüttet war. Ein anschauliches Bild von dem Markttreiben vermittelt uns die Schilderung von Karl Matties:

„Die Marktbezieher bauten ihre Verkaufsstände auf dem Marktplatz auf. Die Verteilung der Plätze erfolgte nach der Marktordnung der Gemeinde. Es standen die Fleischer, Bäcker, Geflügel- und Butterhändler, Textilverkäufer, Klumpen-, Schlorren- und Korbmacher, Seiler, Gemüse- und Fischhändler und andere mehr, jeder auf dem ihm zugewiesenen Platz. Auf dem Ferkelmarkt an der Greituschke waren die Schweinezüchter mit ihren Fuhrwerken aufgefahren und warteten, bis sich Käufer für Ferkel und Läufer Schweine fanden. Der Platz zwischen der Volksschule und der Gastwirtschaft Meinekat war für den Pferde- und Rindermarkt bestimmt

...
Aus den Haffdörfern Elchwerder, Gilge, Tawe, Inse und Loye trafen die Haffischer mitunter schon am Mittwochabend mit ihren beladenen Fischerkähnen ein. Ihr Anlegeplatz war von der Gilge her die sogenannte ‚Kopierung oder Leekna‘. Das war der durch den Damm abgeschnittene Kleine Friedrichsgraben. Während die Mannsleute an Ort und Stelle die Stinte, die ein sehr begehrtes Schweinefutter waren, mit den Rufen: ‚Hooit Stint, hooit Stint, solange noch welche send!‘ verkauften, wurden von den Fischerfrauen auf dem Wochenmarktplatz eigene Gemüseerzeugnisse feilgeboten. Sie priesen redengewandt die bekannten roten Zwiebeln, Karotten, gelbe Wruken, Senfgurken und Gewürzkräuter an. Man hörte die Frauen mitunter rufen: ‚Madamke, köpe se miene Zippel, Karotte und Wruke. Miene Wruke send de beste Wruke tum gebroke!‘ Die Seckenburger Kinder spotteten: ‚Fruke, wenn se Bruke bruke, bruke se von miene Bruke!‘”

Groß Friedrichsdorf

An dem Schnittpunkt der Straßen Seckenburg/Heinrichswalde und Neukirch/Kreuzingen (Groß Skaisgirren) lag das Kirchdorf Groß Friedrichsdorf. Der Ort zählte (1939) 1196 Einwohner und war der kirchliche, wirtschaftli-

che, kulturelle und sportliche Mittelpunkt des Kirchspiels und des gleichnamigen Amtsbezirks.

Kreuzingen

Zu den größten Marktflecken des Kreises Elchniederung zählte Kreuzingen (Groß Skaisgirren). In dem 1583 gegründeten Ort lebten (1939) 2268 Einwohner. Im Laufe der Jahrhunderte hatte er sich bereits zu einem bedeutenden Handelsplatz entwickelt. Weiter gesteigert wurde diese Entwicklung durch die Verkehrslage, die sich ständig verbesserte. Gut ausgebaute Straßen führten in jüngster Zeit nach Tilsit, Insterburg, Tapiaw und Labiau. Hinzu kam, daß die Eisenbahnstrecke Königsberg - Labiau - Tilsit den Ort berührte und eine Kleinbahn die Verbindung mit Insterburg aufrechterhielt. So nimmt es nicht wunder, daß Kreuzingen (Groß Skaisgirren) zu Ostpreußens größtem Wochenmarkt wurde. Zum größten Ferkelmarkt war der Ort schon zu Preußens Zeit avanciert.

Das Marktleben, das Kreuzingen (Groß Skaisgirren) ein besonderes Gepräge verlieh, spielte sich an drei Plätzen ab. Auf dem Buttermarkt, der im Zentrum des Ortes lag, wurden Butter, Eier, Geflügel und Gemüse gehandelt. Anziehungspunkt für Hunderte von Bauern mit ihren Fuhrwerken war der Getreidemarkt. Sie kamen aus nah und fern, aus der Umgebung von Schillen ebenso wie aus der Gegend von Insterburg, und auch aus den Kreisen Labiau und Wehlau brachen sie auf, um den Getreidemarkt zu beschicken. Hier standen auch die Marktbuden, an denen Fleisch- und Backwaren sowie Käseerzeugnisse verkauft wurden. Der Schweinemarkt, so wird berichtet, nahm eine Fläche von 13 Morgen ein. Wie dem Bericht des weiteren zu entnehmen ist, betrug die Zahl der Ferkel, die wöchentlich auf den Markt gebracht wurden, zwischen 500 und 600. Insbesondere die ostdeutschen Provinzen Brandenburg, Pommern und Schlesien waren die Abnehmer. Überdurchschnittlich war auch der Auftrieb von Rindern und Pferden auf dem Vieh- und Pferdemarkt.

Ein reges Vereinsleben, insbesondere die geselligen und musikalischen Festlichkeiten des Gesangsvereins, wie auch kirchliche, kulturelle und sportliche Veranstaltungen ließen den aufblühenden Ort zu einem Mittelpunkt auch des ländlichen Umfeldes werden.

Haff- und Flußfischerei

Seit vielen Generationen lebten in der Memelniederung Fischerwirte, die sich ihrer Arbeit verpflichtet fühlten und die ihr Handwerk mit Liebe und Eifer ausübten. Das Fischen in dem etwa 1600 qkm großen Kurischen Haff und in dem weiten Stromgebiet der Memel sicherte den Fischern und ihren Familien den Lebensunterhalt. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es an der Ostküste des Kurischen Haffes etwa 1000 Berufsfischer und etwa 300 Gehilfen. Die Zahl der Gelegenheits- und Nebenfischer betrug etwa 200.

Die Kurenfischerei auf dem Haff betrieb man in aller Regel des Nachts mit einem dreiwandigen Zugnetz von 240 bis 300 Meter Länge (auch Kurre oder Kure genannt), das zwischen zwei Kähne gespannt war. Der Keitelkahn schleppte den „Keitel“, einen kegelförmigen, an beiden Seiten offenen Netzsack von etwa acht Meter Breite und zehn bis zwanzig Meter Länge. Ein sieben Meter langer Keitelbaum hielt die Öffnung aufgesperrt. Das „Braddengarn“, ein einwandiges Zugnetz mit einem Sack und zwei Flügeln (jeder war 180 Meter lang), wurde von zwei mittleren Kurenkähnen gezogen.

Kleinfischer gingen im Haff mit Stellnetzen (Reusen) dem Fischfang nach. Die dazugehörigen Stangen waren in der Uferregion ein vertrauter Anblick. Auch wurden Aalschnüre ausgelegt.

Die Eisfischerei zur Winterszeit war eine Gemeinschaftsarbeit. Bei klirrendem Frost schlug man weit draußen auf dem Haff mit Eisäxten eine große Wuhne ins Eis. Hier versenkten die Fischer das „Große Wintergarn“ und schoben es mit langen Stangen durch kleine, weit auseinanderliegende Löcher weiter, bis wiederum eine große Wuhne auftauchte, die dazu diente, das Netz zu „holen“. Durch Klappern wurde der Fisch in das Netz getrieben, daher der Ausdruck „Klapperfischerei“. Der „Kupscheller“, das war der Fischhändler, stand schon während des Fischens bereit, um die mitunter recht beachtlichen Fänge aufzukaufen.

Zur Beute, die dem Haff in einem fortwährenden Kampf abgerungen werden mußte, gehörten Aal, Maifisch, Döbel, Stint, Wels, Barsch, Kaulbarsch, Hecht, Zander, Brassen und die Quappe. In den zahlreichen Flüssen, die häufig reines, kühles Wasser, starkes Gefälle, kiesigen Grund und schattige Ufer hatten, gab es reiche Fischgründe. Hier ging es auf Zander, Hechte, Brassen, Barsche, Welse, Aale, Quappen, Döbel, Karauschen. Zu den Fanggeräten gehörten Reusen, Zuggarne und Aalschnüre. Der Handkahn war das unerläßliche Requisit des Flußfischers.

Der Beruf des Fischers war ein harter Beruf, der starke und abgehärtete Männer erforderte. Nichts fürchteten sie mehr, als daß das Wetter von westlichen Tiefs bestimmt wurde, wenn jagende Wolken das Haff streiften, der Sturm den anrennenden Wellen noch Schaumkronen aufsetzte und das Wasser in Brechern über die Bordwand klatschte. Das Haff konnte in einem solchen Fall besonders tückisch sein. Hatte die entfesselte Natur sich dann wieder beruhigt und war die Fangflotte erst glücklich im Hafen gelandet, dann wich die Angst aus den Herzen der braven Männer.

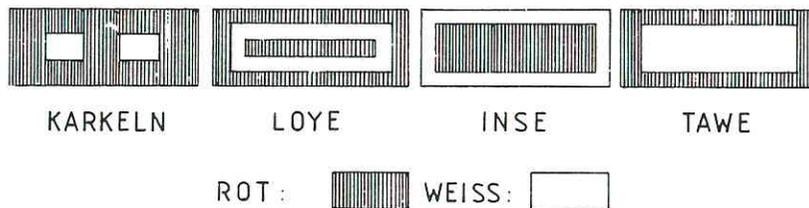
In den Stunden der Muße legten sie an Land die Netze zum Trocknen aus. Und man konnte beobachten, wie sie mit großem Eifer und mit besonderer Sorgfalt in den friedlich und geborgen daliegenden Dörfern an dem Netzwerk hantierten, um die Schäden zu beseitigen. Unerschütterlich war das Vertrauen der Fischerwirte in die Allmacht des Herrn, was insbesondere in dem bekannten Sinnspruch zum Ausdruck kam: „In Gottes Hut - da fährt sich's gut!“

Kurenwimpel – Zeugnis ostpreußischer Volkskunst

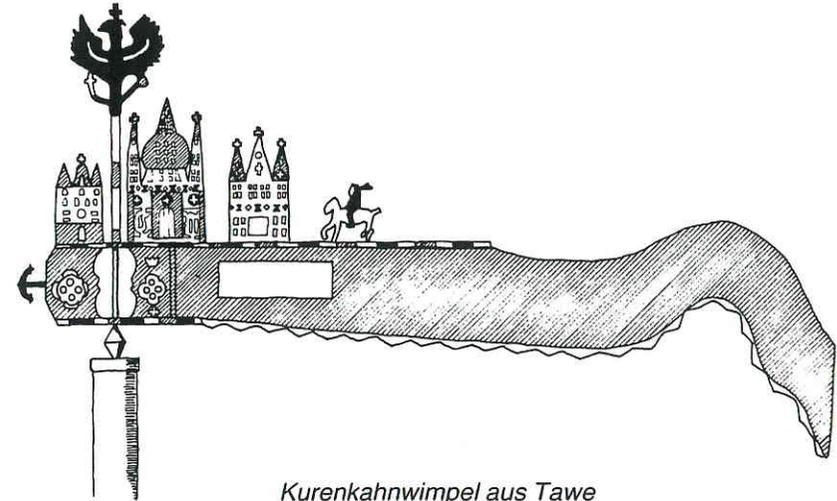
Als ein Zeugnis ostpreußischer Volkskunst sind die filigranartig aus Holz geschnitzten oder gesägten und bunt bemalten Schiffswimpel an den Masten der Keitelkähne anzusehen. Diese schweren und wuchtigen Fischerboote mit ihren flachen Böden, ihren rechteckigen Segeln und den hohen Masten, an denen sich die Windfahnen leise knarrend im Winde drehten, waren rund um das Kurische Haff ein vertrauter Anblick. Sie bildeten immer wieder Motive für Maler und Fotografen, sei es, daß sie mit ihren Schleppnetzen in der Abenddämmerung weit auseinandergezogen zum Fischen auf das Kurische Haff hinausglitten oder behäbig schwappend in den Häfen der Fischerdörfer an Trosse und Anker zerrten.

Die Aufbauten der Windfahne wurden von den beiden Scheren getragen. Zwischen den Scheren befanden sich die Ortskennzeichen. Diese Ortskennzeichen waren es, die den Ausgangspunkt für die Schnitzwerke bildeten. Von der Regierung in Königsberg war nämlich im Jahre 1844 für die Fischereifahrzeuge von 136 fischereiberechtigten Ortschaften der beiden preußischen Haffe verordnet worden: „daß jeder Berechtigte bei Ausübung der Fischerei . . . auf der Spitze des Mastes eine wenigstens zwei Fuß lange und einen Fuß breite Flagge von derjenigen Farbe, welche der Ortschaft, woselbst er seinen Wohnsitz hat, von der Regierung erteilt worden ist, führen soll“. Mit dieser behördlichen Maßnahme sollte die Fischereiaufsicht erleichtert werden. Auf sie konnte damals wohl nicht verzichtet werden, weil Fischer immer wieder bei der unberechtigten Ausübung des Fischfanges betroffen wurden. Für derlei Übertretungen hatte der Verordnungsgeber empfindliche Strafen vorgesehen. So wurde etwa derjenige, der ohne Ortsflagge fuhr, mit einer Strafe von 1 - 10 Talern belegt. Wurde ein Fischer angetroffen, der unter falscher Flagge fuhr, so betrug die Strafe 10 - 50 Taler.

Für die Orte an der Ostküste des Kurischen Haffes wurde Weiß-Rot, für die an der Südküste Blau-Gelb als Flaggenfarbe bestimmt. Die Ortschaften



Ortskennzeichen in den Fischerkahnflaggen der fischereiberechtigten Ortschaften an der Ostküste des Kurischen Haffes



Kurenkahnwimpel aus Tawe

ten auf der Kurischen Nehrung führten in ihren Wimpeln die Farben Schwarz-Weiß. Die Ortskennzeichen waren mithin die Grundform des Wimpels, die nun von den einzelnen Fischern individuell ausgestaltet wurde. Phantasievoll waren ihre Ideen, und mit großem Geschick gingen sie an die handwerkliche Ausführung. Jeder von ihnen legte größten Wert auf Formschönheit und gefälliges Aussehen. Manche Fischer betrieben diese Schnitzkunst auch kommerziell. Sie entpuppten sich in diesem Metier als wahre Künstler und erfreuten sich großer Beliebtheit. Ihre Kurenwimpel waren in nah und fern sehr begehrt.

Vielseitig war die Art der bildnerischen Gestaltung. Nach dem Wörterbuch der deutschen Volkskunde „stehen hier – ähnlich wie in der Hirtenkunst – geometrische Ornamente (Sechsstern, Radkreuz usw.) unbekümmert neben figürlichen und anderen Formen (Häuser, Kirchen, Schiffe); auch moderne Darstellungen (Fahrrad) werden ‚im Volkston‘ gegeben. Lebhaftige Bemalung in klaren Grundfarben erhöht die stark dekorative Wirkung . . .“ Als Befestigung diente hoch oben auf dem Mast eine aufgesetzte Eisenstange. Es war der „Spieß“, um den sich das ganze Kunstwerk drehte und den häufig ein Adler krönte. Schließlich sei noch die die Scheren verlängernde Stofffahne erwähnt, die lustig im Winde flatterte und knatterte und den Fischern die Windrichtung präziser anzeigte als der sich bedächtiger um seine eigene Achse drehende „Spieß“ mit dem Wimpel.

Dem Thema Kurenwimpel galt nach dem Zweiten Weltkrieg eine grundlegende Forschungsarbeit von Hans Woede. Das Ergebnis hat er in seinem ausgezeichneten Buch „Wimpel der Kurenkähne – Geschichte, Bedeu-

tung, Brauchtum" veröffentlicht. Ihm verdanken wir auch zehn Zeichnungen von Kurenwimpeln als Werkbogen, die die Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur, in ihren Leihdienst aufgenommen hat.

Noch heute werden die Wimpel von vielen fachkundigen Händen geschnitzt. Nicht nur im freien Teil unseres Vaterlandes, sondern auch im Ausland schmücken die Windfahnen mit ihrem durchbrochenen Schmuckwerk die Wohnungen vieler Landsleute, sozusagen als Wahrzeichen ihrer ostpreußischen Heimat. Ein schöner Beweis dafür, daß diese bildnerische Volkskunst Ostpreußens lebt.

Nach 1945 sind Kurenwimpel auch vielfach symbolisch nachgestaltet worden. Als Beispiel soll hier das Signum in Form eines Kurenwimpels angeführt werden, das sich die Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern „Professor Dr. Ernst Ferdinand Müller" e. V. als Ausdruck der Verbundenheit zwischen Bayern und Ostpreußen geschaffen hat. Die einzelnen Symbole dieses Zeichens sollen die Verbindung zwischen Bayern und der östlichen Provinz Deutschlands herstellen.

Der bayerisch-ostpreußische Schiffswimpel wird wie folgt beschrieben: „Im vorderen Wappenfeld sind über den Jahreszahlen 1915 und 1971, den Stiftungsdaten der Ostpreußenhilfe in Bayern und der Wiederbegründung als Ost- und Westpreußenstiftung, das königlich bayerische Wappen inmitten der 1880 verliehenen Provinzwappen Ost- und Westpreußens enthalten. Darüber befindet sich ein Wikingerboot. Wie die in den Küstengebieten zwischen Weichsel und Memel vielfach erfolgten Ausgrabungen beweisen, haben schon frühzeitig Verbindungen zu den seefahrenden germanischen Stämmen des Nordens bestanden.

Als Umkleidung des eisernen Spießes, um den sich die Windfahne über der Mastspitze dreht, wurde der Mast des Sturmwarnsignals des Dorfes Karkeln gewählt. Bis 1939 war der nördlichste geographische Punkt des Deutschen Reiches die Fährstelle in Elchwinkel, nahe dem Fischerdorf Karkeln.

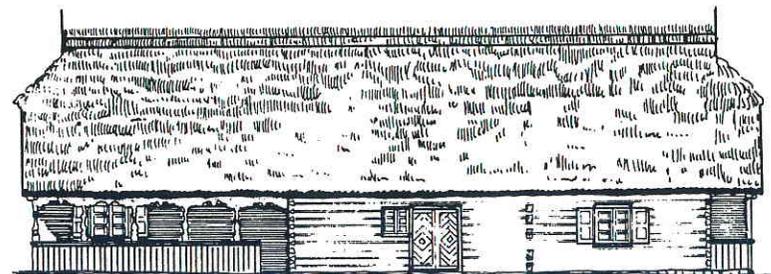
Die Gipfelzier der Eisenspießumkleidung bildet das Hochmeisterwappen. Zwischen der sogenannten (längeren) Oberschere und der (kürzeren) Unterschere, die das der Navigation dienende Flaggentuch mit dem auswehenden sogenannten Flügerende einfaßten, sind die bayerischen Rauten und das schwarz-weiße Geviert des fränkischen Hohenzollernschildes enthalten. Die Rautenfahne soll symbolisch darauf hinweisen, daß dieses bayerische Banner einst über der Bayernburg an der Memel wehte, der Hohenzollernschild daran erinnern, das jenes fränkische Fürstengeschlecht die ersten Herzöge in Preußen stellte. Das Schlußstück dieses Zierbrettes zwischen den Scheren bildet das Ortskennzeichen des Dorfes Karkeln. Die eigentliche Windfahne (angelehnt an die in Karkeln übliche Farbenzusammenstellung) enthält die Farben Preußens und Bayerns, verbunden durch das Rot der Farben des Deutschen Reiches, die wieder-

um auf das Stiftungsjahr 1915 der Ostpreußenhilfe in Bayern hinweisen sollen.

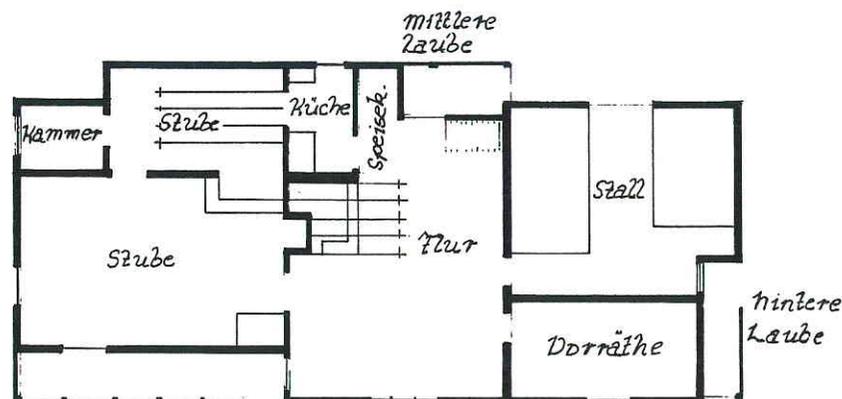
Die Zierstückaufbauten auf der Oberschere zeigen einen Kurenkahn, ein Bauernhaus aus der Elchniederung und einen Elch, der zum Wappentier Ostpreußens geworden ist."

Das Haus des Fischers

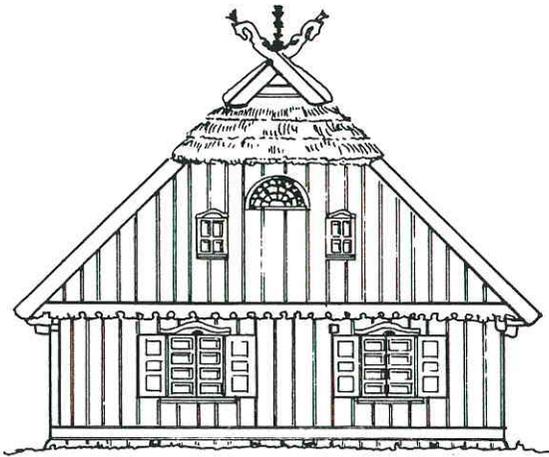
Die mittelalterlichen deutschen Siedler brachten ebenso wie ihre Sprache und ihr Brauchtum auch die Hausformen ihrer Heimat nach Ostpreußen mit. Sie errichteten ihre Häuser genauso, wie sie es von zu Hause gewohnt waren. Bei diesen Haustypen lassen sich zwei Grundformen unterscheiden: das niederdeutsche Hallenhaus und das mitteldeutsche Haus, heute



Galeriehaus des Fischers Lepkojis in Gilge mit vorderer und hinterer Laube



Grundriß des Galeriehauses Lepkojis in Gilge



*Giebelansicht eines Hauses in Alt-Inse, Kreis Elchniederung
Sie zeigt die Verbretterung der Giebelwand und – im Giebeltrapez – ein
Halbkreisfenster im Biedermeierstil*

in der Volkskunde als „westgermanisch-mitteldeutsches Wohnstallhaus“ bezeichnet.

Im niederdeutschen Haus waren Wohnraum und Stall um eine große durchgehende Diele mit Giebeleingang gelagert. Diese Hausform fand sich noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in zwei geschlossenen inselartigen Gebieten: im Weichselmündungsgebiet und im nördlichen Ermland. Das mitteldeutsche Haus war eine dreiteilige Hausanlage, die die Wohnräume und den Hauptstall unter einem Dach vereinigte und bei der sich der Haupteingang – im Gegensatz zum niederdeutschen Haus – in der Mitte der Längsseite befand.

An beide Hausformen hat sich im Preußenland, vor allem im Gebiet zwischen Weichsel und Passarge, als besonderer Gebäudeteil in mannigfacher Abwandlung die Vorlaube angefügt, die vielleicht durch Vermittlung der prußischen Urbevölkerung auf das ostgermanisch-osteuropäische Haus zurückgeht. Während sich die Vorlaube im Weichselgebiet und im Oberland vorwiegend an der Längsseite des Hauses hinzog, setzte man sie im Süden und Osten Ostpreußens an die Giebelseite. Das auf drei bis vier Holzbalken gestützte Dach zog sich ungefähr anderthalb bis fünf Meter über die Hauswand nach vorn. Auf diese Weise entstand vor dem jeweiligen Hauseingang ein geschützter Raum, der zuweilen als Abstellplatz für die landwirtschaftlichen Geräte, aber auch dem Aufenthalt zum Plausch in frischer Luft diente. In manchen Gebieten war das Vorlaubenhäuser ver-

schwenderisch mit Fachwerk geschmückt, wie man es in solcher Formschönheit nur noch in Hessen und Thüringen vorfand.

Das Haus des Fischers wich in aller Regel vom Haustyp des Bauernhauses der jeweiligen Gegend nicht ab. Am Ostufer des Kurischen Haffes gab es Fischerhäuser, deren Hausseiten zwei, vereinzelt auch drei Laubengänge schmückten. Diese Häuser wurden auch als Galeriehäuser bezeichnet.

Eine selten schöne Ausprägung der Längsecklaube wies die Längsseite des Galeriehauses des Fischerwirtes Lepkojts in Gilge, Kreis Labiau, auf, die als „vordere“ Laube bezeichnet wurde. Sie war der großen Stube vorgelagert. Das Haus dieses Fischers zierte auch noch eine „hintere“ und eine „mittlere“ Laube. Die Träger der hüfthohen Brüstungen und das Umgebände ließen allerlei Verzierungen erkennen.

Vielfach wurde der Blockbau weiterentwickelt. So konnte man hier und da Fischerhäuser antreffen, deren Wände mit Brettern verkleidet waren und verschiedenfarbige Anstriche aufwiesen. Die Fenster, Fensterläden und Windbretter hoben sich dabei durch leuchtende Farbgestaltung wirkungsvoll von den Wänden ab.

Vom „Hechtstechen“

Typische Lebensformen der Menschen wie auch bestimmte Gewohnheiten und Erscheinungsformen ihres Brauchtums werden oftmals von dem engeren Lebensraum bestimmt, in dem diese Menschen zu Hause sind. Ja, so mancher Brauch kann sich nur aus der Besonderheit einer Landschaft heraus entwickeln und erhalten. Dabei hat sich die eine oder andere Überlieferung innerhalb einer Gemeinschaft so eingelebt, daß sie fast den Charakter der Verbindlichkeit angenommen hat, obwohl sie – juristisch gesehen – zu mißbilligen wäre.

Ein solcher Brauch ist uns auch aus der Memelniederung bekannt. Das urwüchsige, wasserreiche Land des weit ausgreifenden Memeldeltas und der dort anzutreffende Fischreichtum in den Gewässern boten zu einer bestimmten Jahreszeit die idealen Voraussetzungen für dessen Anwendung. Vom „Hechtstechen“ soll die Rede sein. Folgen wir der eindrucksvollen Schilderung von Erich Semmling, der diese Art der „Fischwaid“ in unserer Heimat noch miterlebt hat:

„Wenn unter der Frühjahrssonne der Schnee sich zu Wasser verwandelte und das Eis auf den Flüssen barst, wenn es auf der Memel donnernd zu Tal zog und sich in den Mündungsgebieten zu einer Mauer verkeilte und das Stauwasser über die Ufer schwappte . . . wenn das alles vorüber war, blieb das Stauwasser nicht selten noch wochenlang auf den Haffwiesen stehen; bis zu einem Meter hoch bedeckte es auch den Waldboden im Tawellenbrucher Forst. Dahin zogen dann die Hechte aus dem Haff und aus den Flüssen, um zu laichen. Große Hechte waren dabei, aber auch andere Fi-

sche, Schleie zum Beispiel und Weißfische in Mengen, die die Fischer sonst nie zu sehen bekamen. Von den Berufsfischern waren dann alle Gräben mit Flügelreusen verstellt, und es wurden erstaunliche Fänge gemacht. Hechte, die über zwanzig Pfund wogen, waren keine Seltenheit.

Nicht ohne triftigen Grund ist auf der Landkarte südlich von Gilge ein Graben als ‚Hechtgraben‘ verzeichnet, der sich durch Wiesen- und Waldgebiet weit nach Osten hinzieht, als ‚Hecht-Fließ‘ weit über den Seckenburger Kanal hinaus.

Das war die Zeit, wo das ‚Hechtstechen‘ wie ein Fieber über die Leute kam, sofern sie einen Hechtspeer besaßen. Es war eine verwegene und aufregende Angelegenheit, aus dem Grunde vor allem, weil es verboten war; die Förster paßten schon deshalb höllisch auf, weil sie in ihrem Waldrevier auch das Fischereirecht besaßen. Sie fischten zwar nicht selber, fühlten sich aber verantwortlich dafür, daß die Pächter dabei nicht zu kurz kamen, an die sie die Fischerei (mit Fischanteil für sich selbst) vergeben hatten.

Der Hechtspeer war etwa zwanzig Zentimeter breit, besaß sieben Zinken mit Widerhaken und einen Stiel, der über vier Meter lang war; man mußte schon Übung haben, um damit richtig umzugehen. Wie verbreitet das ‚Hechtstechen‘ war, mag man daran erkennen, daß dafür eigens konstruierte und im Eigenbau hergestellte Boote benutzt wurden, die leicht und flink waren. Leicht aus dem Grunde, um möglichst ohne Geräusch an die Hechte heranzukommen, und flink, um gegebenenfalls den Verfolgern mit ihren schweren Kähnen zu entkommen; nötigenfalls konnten sie von zwei Männern mühelos über Land getragen werden, um sie an anderer Stelle wieder dem Wasser zu übergeben.

Diese Boote waren auch wendig genug, um zwischen den Waldbäumen hindurch zu lavieren.

Alles geschah sehr leise und ging spukhaft schnell . . .

Zwei Mann gehörten zum Boot, wenn man ausfuhr, um Hechte zu stechen. Ganz vorn stand der Mann mit dem Speer, achtern der andere, der die Aufgabe hatte, das Boot nach Weisung des Speerträgers vorsichtig-leise an die laichenden oder stehenden Hechte heranzustaken, bis sie in Reichweite waren. Bei der geringsten Unachtsamkeit tauchten die Hechte weg. Da zitterten einem oftmals vor Aufregung die Knie. Ein ganzes Jagen war manchmal, bei niedrigem Baumbestand, wo die Sonne voll auf das Wasser schien, derart mit Hechten gefüllt, daß sie wie Enten im Wasser herumplätscherten; man stach zu und hatte drei bis vier Hechte am Speer. Aber auch im stehenden Wald mit höherem Baumbestand wurden die größten Hechte gestochen und große Beute gemacht.

Wenn die Hechte ausgelaicht hatten, waren sie fast in Gedankenschnelle verschwunden, doch kam es vor, daß sich das Stauwasser so schnell verlief, daß viele Hechte in den Gräben zurückblieben und noch im Sommer als leichte Beute zu haben waren.

Meine Erinnerungen sollen nun nicht dazu dienen, den alten Brauch zu verherrlichen; es spricht manches dagegen. Er war aber da und war ein Bestandteil des Lebens seit Urgroßvaters Zeiten. Auch die vorhandenen Speere stammten aus jener Zeit; sie durften weder hergestellt noch konnten sie käuflich erworben werden, und jeder, der sie besaß, beteiligte sich an dem Abenteuer, soweit er Gelegenheit hatte und dazu in der Lage war. In Marienbruch zum Beispiel sowie auch in Tawellingken oder Klein-Friedrichsgraben war wohl kein Haus, in dem man nicht einen Speer hätte finden können . . .”

Er war Ostpreußens Stolz

Wissenswertes über den Elch

In Ostpreußen war der Elch außer auf der Kurischen Nehrung und in den Niederungen des Pregels insbesondere in den Erlenbruchrevieren des Memeldeltas von alters her heimisch. Vorzugsweise die nördlichen Landschaftsgebiete des Elchwaldes können als das Haupteinstands- und Hegegebiet des Elches bezeichnet werden. Hier hatte dieses edle Wild eine letzte Freistatt gefunden.

Dennoch wechselte der geschützte und geschonte Bestand in recht beachtlicher Weise. So betrug die Zahl der Elche - bezogen auf ganz Ostpreußen - im Jahre 1849 nur elf Stück, die sich bis 1896 auf 300 Stück vermehrten. Ihre Anzahl erhöhte sich im Jahre 1900 auf 390 und betrug 1905 bereits 700, von denen in den nächsten Jahren wegen der von diesem Wild angerichteten, stetig zunehmenden Forstschäden über 300 Stück abgeschossen wurden. Im Kriegsjahr 1914 erfreute sich der Bestand dann einer Anzahl von 800 Elchen. Bedingt durch das Wildererunwesen während der Revolutionswirren nach Kriegsende wurde der Bestand bis auf 230 Stück dezimiert. Durch zielbewußte Hege und gesetzlichen Schutz gelang es jedoch, diese Hirschart zu erhalten und den Elchbestand im Jahre 1938 auf 1300 und bis 1945 sogar auf 1500 Stück anzuheben. Unmittelbar nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 sind die Elche in Ostpreußen weitestgehend ausgerottet worden. Über den Bestand, der sich aus herübergeretteten und aus Litauen zugewanderten Stücken bis heute ergeben haben mag, gibt es keine verlässlichen Erkenntnisse.

Erdgeschichtlich kann der Elch auf kein hohes Alter zurückblicken, denn die ältesten Reste kennen wir aus der jüngsten Tertiärzeit, und er gehört zu den Naturwelthirschen, wie auch das Reh. Es ist eine junge, durchaus eigentümliche Form der Hirsche, die in historischer Zeit wohl weiter südlich verbreitet war und noch jetzt in ständigem Vorrücken nach Norden ist, wie vom europäischen und sibirischen Elch nachgewiesen werden konnte. Als Stammvater des heute lebenden Elches hat zweifelsohne der auch in Deutschland, vornehmlich im Mainzer Becken, gefundene Breitstirnelch

(*Alces latifrons*) aus den diluvialen Ablagerungen zu gelten, der noch während der Eiszeiten in unserem Vaterland beheimatet war. Er hatte noch riesigere Ausmaße als der heute lebende Elch, und seine Schaufeln saßen an gewaltigen, halbmeterlangen Stangen.

Zur Zeit Cäsars war der Elch in Deutschland offensichtlich noch ein häufiges Wild. Als der große Römerfürst seine Heerscharen in die Urwälder Germaniens führte, wurde ihm von seltsamen großen Huftieren berichtet, die den Namen „Alces“ führen. Diese hirschartigen Geschöpfe müßten stehend schlafen, da ihre Hinterläufe keine Gelenke besäßen. Daher lehnten sie sich zur Ruhe an große Bäume. Listige Jäger machten sich diesen Umstand zunutze, indem sie die Stämme, an denen die Tiere ruhten, abschlugen, wobei die Schläfer durch die Last ihres gegen den Stamm drückenden Körpers zu Fall kämen und sich nicht wieder erheben konnten. Auf diese Art und Weise würden sie den Jägern eine schnelle und sichere Beute werden. Ein köstliches Stück Jägerlatein, das sich Cäsar da hat aufbinden lassen.

Plinius führt den Elch in seinem Werk „Naturalis historia“ auf. Kaiser Gordian I. bringt im dritten Jahrhundert die ersten zehn Elche zu den Kampfspielen nach Rom, Gordian III. die gleiche Anzahl. Im Nibelungenlied wird der Elch als ein Bewohner des Wasgenwaldes geschildert. Im Jahre 1360 wird er noch für Böhmen, 1540 für Pommern angegeben. Mitte des 16. Jahrhunderts, als der Naturforscher Konrad Geßner sein großes Werk „Historia animalium“ begann, war dieses Wild im mittleren und westlichen Deutschland bereits ausgerottet. Der letzte Elch in Sachsen wurde 1746, in Galizien 1760 und in Schlesien 1776 gestreckt.

Auch in Ungarn dürften die letzten Stücke Ende des 18. Jahrhunderts vorhanden gewesen sein. In Westpreußen wurden die letzten Elche Anfang des 19. Jahrhunderts erlegt.

Solange man die Geschichte Ostpreußens zurückverfolgen kann, solange zieht der Elch dort seine Fährte. Als Cäsar von der Bernsteinküste berichtete, da mag er auch an die Elche im Preußenland gedacht haben, als er in der Schrift „De bello gallico“ die zuvor erwähnten merkwürdigen Dinge über dieses Wild verkündete.

Wenden wir uns der äußeren Erscheinung, der Lebensweise und dem Lebensraum des Elchwildes zu, so verdient es zunächst hervorgehoben zu werden, daß kapitale ostpreußische Elche eine Schulterhöhe von nahezu zwei Metern und eine Körperlänge von 2,40 - 2,60 Metern erreichen.

Der Körperbau des Elches ist gekennzeichnet von einer tiefen und breiten Brust. Der Rumpf ist im Verhältnis zu seiner Größe nicht sehr langgestreckt, eher kurz als gedehnt und hinten tief abfallend. Er wird getragen von ungewöhnlich langen und schlanken, silbergrau bis fast weiß wirkenden Läufen. Das langgestreckte, pferdeartige Haupt sitzt auf einem kurzen, gedrungenen Hals. Ein auffallendes Merkmal ist der „Bart“, ein kegelförmiger, mit langen Haaren besetzter Hautsack an der Kehle des Elches.

Der Elch hatte bei uns mit sechs Jahren seine volle Größe erreicht und war mit zweieinhalb bis drei Jahren bereits fortpflanzungsfähig. Starke Geweihe wurden bis zu 15 Kilo und mehr schwer. Das Höchstalter in der Freiheit wurde auf 20 Jahre geschätzt, wobei die Ansichten in dieser Frage weit auseinandergehen und wissenschaftlich keineswegs gesichert sind. Die im Wildbret stärksten Elche erreichten Gewichte bis zu elf Zentnern. Von meiner forstlichen Exkursion in die Elchniederung habe ich noch in Erinnerung, daß das Wildbret teilweise preiswert an die Forstbeamten und die Waldarbeiterfamilien veräußert, teils an Krankenhäuser oder andere öffentliche Einrichtungen abgegeben wurde.

Die Brunft fiel in Ostpreußen und in den baltischen Provinzen in den September. Sie währte vier bis fünf Wochen. Das Geselligkeitsbedürfnis war beim Elch im allgemeinen nicht sehr ausgeprägt. Selbst während der Brunft standen selten mehr als sechs bis acht Tiere beim Hirsch. Jüngere Hirsche duldeten der Platzhirsch nicht in seiner Nähe. Nur während der Zeit der Überschwemmungen, die ja in unseren Elchrevieren jährlich auftraten, scharten sich die Elche in größeren Rudeln zusammen. Erbitterte Kämpfe waren in der Brunftzeit an der Tagesordnung, und allerorten war der dem



Elchhirsche im Erlenbruchgelände

Hirschschrei ähnliche, aber kürzere, damhirschartige, jedoch sehr tiefe Brunftschrei des Elches zu vernehmen.

Nach einer 35 bis 39 Wochen währenden Tragezeit wurde von Ende April bis Ende Mai, wenn das Frühlingshochwasser abgeflissen war, beim erstenmal ein Kalb, später wurden dann meist zwei Kälber gesetzt. Die Kälber waren ungefleckt und erinnerten in ihrer Färbung und Unförmigkeit an einen Esel. Bei einer Höhe von 70 bis 80 cm und einer Länge von 80 bis 100 cm hatten die Körper ein Gewicht von sieben bis 12 Kilogramm. Das Muttertier brachte dem Jungen eine rührende Zärtlichkeit entgegen; es verteidigte den Nachwuchs mit Todesverachtung und hatte dann als sehr gefährlicher, überlegener Gegner zu gelten.

Zur Entwicklung des Geweihs bei den Hirschkalbern ist zu bemerken, daß es - im Gegensatz zu allen anderen Hirscharten - seitlich im rechten Winkel aus dem Schädel hervorgetrieben wird. Die Geweihbildung ist jedoch sehr unregelmäßig. So werden je nach Ausformung Schaufel und Stangenhirsche unterschieden. Häufig kamen bei uns Elchhirsche über ein Sechser-, Gabel- oder gar Spießgeweih nicht hinaus.

Mit dem vollendeten ersten Jahr zeigt sich eine Spießerbildung. Im dritten Kalenderjahr wurde in den mir bekannten Revieren vielfach eine Gabelbildung angetroffen, häufiger aber ein Spieß, nur selten ein Sechser. Gut entwickelte Hirsche schoben nach den jährlich regelmäßig erfolgten Abwürfen nach und nach die Schaufel, die allmählich größer wurde und sich lediglich bei wenigen Exemplaren zu den Riesengebilden, die in der Vorstellung haften geblieben ist, auswuchs. Die vom Schädel seitlich ausgehende Tragstange, die sich hinten ansetzende mächtige Schaufel und die an deren äußerem und hinteren Rande stehenden Enden oder Sprossen zeigten im Alter von 15 Jahren die stärkste Entwicklung. Danach traten vielfach Rückbildungen auf. Während ältere Hirsche das Geweih meist schon Mitte bis Ende Oktober abwarfen, vollzog sich der Geweihwechsel bei jüngeren Hirschen zur Jahreswende.

Vorwiegend ernährten sich unsere Elche von Laub und jungen Trieben. Sie nahmen aber auch gerne die Rinde aller Laub- und Nadelhölzer an. An Krankheiten des Elchwildes in Ostpreußen ist wohl in erster Linie der Milzbrand mit seinen tückischen Übertragungsmöglichkeiten und verhängnisvollen Folgen zu nennen. Die Löserdürre war eine Fieber und Lähmungen hervorrufende, pestartige Erkrankung. Als lästiger Feind galt die Rachenbremse.

Aber auch Hochwasser und Schack tarp fügten dem Elchbestand im Mündungsgebiet der Memel alljährlich zum Teil erhebliche Verluste zu. Hierüber berichtet Elchjägermeister Kramer:

„Im Herbst stand das Elchwild noch außendeichs in den beliebten Einständen, die ihm die begehrte Weidenäsung boten, hauptsächlich im Weidengürtel des Haffufers. Wenn dann im Spätherbst oder Winter der Nordwest das Wasser in den Niederwald drückte und das durch die großen Eindeich-

chungen auf ein wesentlich kleineres Gebiet beschränkte und deshalb steigende Hochwasser das Wild zur Flucht auf die Elchdämme, Elchhügel und in die Polder zwang, dann forderte die Natur ihre Opfer. Das Elchwild hatte im allgemeinen einen feinen Instinkt für bevorstehende Hochwasser- und Eisgefährdung und brachte sich schon meist vorher in Sicherheit. Einzelne Stücke aber verharren an ihrem Standort. Trat dann Frost ein, so bedeckte sich die weite Fläche, Wälder und Wiesen, mit einer glatten, nicht tragfähigen Eisdecke. Der gefürchtete Schack tarp war da. Um zu den Weidenhegern innerhalb des Deiches zu gelangen, mußte das zurückgebliebene Wild Flüsse und Wasserläufe überqueren. Waren die Flüsse zugefroren und trug das Eis am Rande bereits, so war es in der Mitte infolge der stärkeren Strömung oft noch dünn, und der den Wasserlauf querende Elch brach ein. Da er keinen Grund erreichte und der nachbrechende Rand auch das Hinaufkommen auf tragfähiges Eis verhinderte, so schwamm das bedauernswerte Stück in dem Eisloch umher. Als guter Schwimmer hielt der Elch das, gegen die Strömung schwimmend, trotz des eiskalten Wassers bis zu drei Stunden aus; an Brust und Träger zog er sich oft tiefe Schnittwunden zu. Kam dann nicht menschliche Hilfe, so war es um den Eingebrochenen geschehen.“

Und des Menschen Rettungswerk, an dem in aller Regel Waldarbeiter mit einem anzuerkennenden großen körperlichen Einsatz beteiligt waren, beschreibt der bekannte Forstmann wie folgt: „War ein eingebrochener Elch zu hören, so wurde zur nächsten Försterei gelaufen, um Helfer mit Leinen, Brettern, Leiter und Laterne heranzuholen. Wenn das Eis auch den Menschen nicht trug, wurde ein Mann mittels einer von einem Brett bedeckten Leiter auf dem Eise bis an den Elch herangeschoben. Dieser legte dann eine bis zum Lande reichende, doppelt zusammengelegte Leine mit einem besonderen Knoten dem Elch um den Träger. Der Mann wurde mit der Leiter wieder eingeholt, und der angeseilte Elch mit vereinten Kräften auf das Eis und an Land gezogen. Die beste Gelegenheit bot sich, wenn der Elch, beim Versuch herauszukommen, wenigstens einen Lauf auf dem Eise hatte. War das Stück bereits so ermüdet, daß es nicht gelang, es auf diese Weise herauszuziehen, so wurde die Leiter mit einem Manne nochmals herangeschoben, ein kräftiges Brett unter den Wildkörper gebracht und dieses als Wippe benutzt. Geschafft wurde das Rettungswerk fast immer. Der Knoten des Rettungsseiles war so geknüpft, daß der fortziehende Elch die Schlaufe selbst löste, wenn das eine Leinenende festgehalten wurde. Noch reichlich verstört trollte das gerettete Wild fort; erst wenn die Dammkrone oder das Innendeichgebiet erreicht war, verhoffte es und äugte nach den Rettern zurück, als wollte es seinen Dank abstaten. Erschöpfung und die Absicht, sich zu orientieren, ließen es wohl verharren. - Die nächtliche Rettung gestaltete sich besonders dann sehr schwierig, wenn Sturm und Regen die primitiven Petroleumlaternen auslöschten und man sie nicht wieder anzünden konnte. Dann mußten die Arbeiten in völliger

Finsternis ausgeführt werden. Immer war solch eine Rettung für jeden Helfer ein besonderes Erlebnis. Manchem Elch wurde zur Zeit des Schacktarps das Leben erhalten."

Elche in freier Wildbahn zu erleben oder einen Schaufler zu strecken, war der Wunschtraum vieler Jäger. Die Jagdart auf den Elch, die der waidgerechten Auffassung des ostpreußischen Jägers am meisten entsprach, war die Pirsch. Sie erforderte eiserne Naturen, da erhebliche körperliche Anstrengungen mit weiten Märschen durch unwegsames Gelände damit verbunden waren. Über Stock und Stein, durch Brüche und Sümpfe führte die Jagd, und oft bildeten dabei dichter Wald mit struppigem Unterholz eine undurchdringliche Schranke. Gelegentlich wurde der Abschub auch vom Ansitz oder Anstand aus betrieben. In Rußland wurde der Elch dagegen vielfach mit Treibern und Hunden gejagt, Treibjagden mit Lappen und Netzen waren dort üblich.

Kein Tier unserer ostpreußischen Heimat verkörperte in gleicher Weise Kraft der Natur und Erhabenheit der Schöpfung wie der Elch. Ich werde ihn nicht vergessen, den herrlichen Anblick urtümlich anmutenden, reizvollen Elchwildes inmitten einer urweltartigen Landschaft, die geprägt war von Flüssen, Gräben, Teichen und Kanälen, von tiefliegenden Wiesen, von Brüchen und Erlenwäldern, von verlandeten Seen, sturmgeknickten Bäumen, vermodertem Wurzelzeug und verdorrten Baumstümpfen. Und wenn ich in überfüllten Zügen zwischen Wohnung und Büro hin- und herpendle, kann ich mir diesen Anblick mühelos wieder ins Gedächtnis rufen. Deutlich sehe ich ihn vor mir, den König der Erlenbruchwälder: Friedfertig, stolz und eigentümlich vorgestellt ist seine Körperhaltung. In weitgezacktem endenreichen Bogen schwingt sich das breite Schaufelgeweih über dem edlen Haupt des Elchhirsches.

Von Zeit zu Zeit halte ich Zwiesprache mit meiner geliebten Heimat, träume von den einsamen Revieren, und mein Herz schlägt schneller bei dem Gedanken an die Höhepunkte, die ich mit diesen urtümlichen Geschöpfen erlebt habe. In solchen Stunden der Selbstbesinnung sehne ich mich nach der Stille, die heute so selten ist, daß man sie suchen muß wie einen kostbaren Schatz. Dabei fallen mir die Worte ein, die Matthias Claudius dichtete:

„Wie ist die Welt so stille,
und in der Dämmerung Hülle
so traulich und so hold.
Als eine stille Kammer,
wo ihr des Tages Jammer
verschlafen und vergessen sollt.“

Sie atmete den Hauch der Stille, unsere Memelniederung. Sie dämpfte das Tempo des Tages und lud zur Seelenruhe ein. Nur der unablässige Wel-

lenschlag von Haff und Meer erinnerte an den Urbeginn des Lebens und an die Unendlichkeit der Zeit.

„Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit,
Elche steh'n und lauschen
in die Ewigkeit.“

Mir ist, als spüre ich in diesen schönen Worten des Ostpreußenliedes, daß es einen Ursprung gibt, eine im Herzen ruhende unvergessene Heimat, eine elementare Landschaft, die Leben entstehen und vergehen läßt und die selbst unvergänglich ist.

Schacktarp

Sollten Sie der jüngeren Generation angehören, lieber Leser, dann kennen Sie das Land Ihrer Väter nicht aus eigenem Erleben. Sie sahen nicht das Zauberspiel der Farben zur Sommerzeit, spürten nicht die Glut der Sonne, die Moosbeere, Erdbeere und Preiselbeere mit praller Süße füllte. Sie blieben unberührt von dem zarten Lichtgrün, Silber und Violett, das zur abendlichen Stunde auf den Fluten des Kurischen Haffs spielte, während der Mond einen Schleier fluoreszierenden Lichts über die Umbratöne der Niederungslandschaft breitete. Es fehlt ein Bild unsagbaren Friedens in Ihrer Seele, zart und verträumt wie die Gemälde der Romantik.

Nun, sie konnte sich aber auch von einer anderen Seite zeigen, die Natur unserer Heimat. Ich denke an die Herbsttage, an denen der Sturm die Regenböen über die Schaumkronen des bleigrauen Haffs, über die aufgewühlten Flüsse und das sich tief duckende Land nach Südosten peitschte, waagerecht, jede Naht, die Poren des feinsten Gewebes durchdringend. Wild packte einen der Oststurm zur Winterzeit beim Verlassen des schützenden Hauses, trieb einem Eiskristalle ins Gesicht und schnitt bitterkalt. In der Zeit des beginnenden, aber auch des auslaufenden Winters ging ein Wort um, das die Menschen fürchteten. Mit ihm konnten schwere Tage oder Wochen, ja, Zeiten des Leids und der Not, verbunden sein. Das Wort hieß „Schacktarp“. Innerhalb nur weniger Tage überfiel das Geschehen die Menschen in der Memelniederung. Die Auswirkungen, die es mit sich brachte, lassen sich am treffendsten mit einem „Zustand der Wegelosigkeit“ umschreiben.

Was es mit dem Schacktarp im einzelnen auf sich hatte, soll hier insbesondere für die jüngere Generation aus berufenem Munde wiedergegeben werden. Aber auch die mittleren und älteren Jahrgänge werden die Ausführungen wohl mit Interesse zur Kenntnis nehmen, und mancher wird sich erinnern und sagen: „Ja, so war es bei uns zu Hause!“

Paul Lemke, der sein profundes Wissen noch in der Heimat sammeln konnte, berichtet:

„Wenn im Spätherbst die Weststürme über das Haff brausten, drückten sie

das Wasser des Haffes weit hinein über das Land. Die weiten Wiesenflächen und die sumpfigen Erlenwälder waren alsbald ohne Grenze hoch überflutet. Das war jedoch noch nicht der Zustand der Wegelosigkeit, den man Schack tarp nannte, denn jetzt kam der Kahn zu seinem Recht als Verkehrsmittel von Haus zu Haus und von Ort zu Ort. Erst wenn ein leichter Frost einsetzte und die Wassermassen mit einer dünnen Eisdecke überzog, die keinen Menschen trug, aber auch zu stark war, um mit dem Kahn leicht durchbrochen zu werden, dann herrschte der Schack tarp, dann saßen die Menschen gefangen in ihren Häusern, jede Verbindung zur Außenwelt war abgeschnitten. Der Schack tarp am Winteranfang war - wenn der Frost begann, streng zu regieren und das Eis Menschen und Tiere trug - oft in wenigen Tagen überwunden. Er konnte aber auch Wochen andauern, wenn Frost und Tauwetter wechselten.

Im Frühling traten ähnliche Zustände ein. Im Quellgebiet der Memel begann die Schneeschmelze etwa vierzehn Tage früher als in ihrem Mündungsraum. Die Schmelzwasser füllten die Bäche, Flüsse und strömten die Memel hinab, dem Kurischen Haff entgegen. In den Mündungsarmen der Memel stand noch das Wintereis in alter Lage, wurde aber durch die vermehrte Wassermenge des Stromes gehoben, kam in Bewegung, brach und schob sich übereinander. Der Flußlauf war nicht mehr zu Fuß zu überqueren, auch der Kahn konnte zwischen den sich bewegenden Schollen noch nicht gebraucht werden. Auch auf den Wiesen am Haff und in den Erlenwäldern trat der Schack tarp seine Herrschaft an. Das geschah, wenn das Eis durch die Strahlen der Frühlingssonne tagsüber so mürbe wurde, daß man es nicht betreten konnte, und leichte Nachtfröste es wieder zusammensogen, daß es nicht gänzlich wegtaute.

Schack tarpzeiten waren einst schwere Zeiten, weil sie, wie schon hervorgehoben, jeden Verkehr der Menschen untereinander unterbanden. Trat auf irgendeinem Gehöft ein Notstand ein, wurde ein Arzt benötigt, fehlte es trotz aller Vorbereitung an einem Lebensmittel, man mußte geduldig ausharren, bis der Zustand der Wegelosigkeit durch das Festerwerden des zu schwachen Eises oder durch das Wegtauen und Abtreiben zum Haff überstanden war.

Nicht nur die Menschen litten unter dem Schack tarp, sondern auch die Tiere des Waldes, besonders die Elche. Wohl zogen sie sich, ihrem Instinkt folgend, meistens rechtzeitig auf hochwasserfreie Flächen zurück, aber manch edles Tier wurde vom Hochwasser und dem Eis überrascht und kam elend um.

Der Schack tarp hatte in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen viel von seinem Schrecken verloren. Das fruchtbare Land der tiefen Niederungen war bereits vor der Jahrhundertwende durch den Haffdeich vor Überflutungen geschützt, und die Dörfer am Haff wurden nach 1918 von Deichen umgeben. Hochwasserfreie Wege verbanden sie mit dem Hinterland. Auch die Elche fanden auf Dämmen Zuflucht."

Spätsommer im ostpreußischen Moor

Es ist ein Jahr wie das andere: Geht der Sommer zur Rüste, winken erste Boten des Herbstes, so zieht es mich ins Moor, ins Hochmoor. Dorthin, wo der Lehm des Waldbodens aufhört, wo das kniehohe Gras Binsen und Sumpfporst das Feld räumt, wo sich der Wald vergeblich müht, dem Moore sein Gebiet streitig zu machen.

Draußen auf den Feldern spukt schon der Herbst. Was will es da sagen, wenn die Sonne einige Stellen unter ihre Strahlen nimmt, daß das kleine Getier größte Emsigkeit entfaltet, wenn Rainfarn und Schafgarbe leuchten in Gold und Silber, wenn Thymian und Quendel duften. Herbst ist es darum doch. Und auch im Walde tastet er. Hier und dort ein welches Blatt, eine Blume in leuchtenden Farben in der Umrahmung reifen Grases - eine Herbstblume; kunstvolle Gebilde in noch unversehrt frischem Laube - Eicheln. Aber hier in der Unberührtheit des Hochmoores herrscht Leben und Sonnenfröhlichkeit. Hier lachen Farben, hier rufen Stimmen. Hier ist das Leben auf der Höhe. Jetzt - am Ausgang des Sommers. Es ist eine wunderbare Welt, die sich da auftut, ein Gebiet, das ein Eigenleben führt, das keinen Teil hat an dem Gang der großen Welt.

Und je tiefer ich hineinstoße in die weite menschenleere Öde, desto deutlicher treten sie hervor, diese Kinder des Moors, desto mehr schärft sich der Blick für ihre Eigenart. Spärlicher wird der Baumwuchs. Selten nur ragt ein Stämmchen aus der Menge der Krüppelkiefern über Mannshöhe hinaus. Größer werden die Polster und kühner in ihrer Form, diese kunstvollen Gebilde, die Moose und Sonnentau in leuchtenden Farben gewirkt haben. Und unter ihnen meldet sich bei jedem Schritt Wasser und immer wieder Wasser.

Klangvolle Stimmen rufen von ferne: Kraniche ziehen in ruhigem Fluge hoch über niedriger Bodenbewachung. Es ist ein Steigen und Fallen, ein Abbrechen und sich Zusammenfinden, ohne daß die Ordnung auch nur eine Sekunde lang verloren geht. Flugübungen sind es, die der weiten Reise nach dem Süden dienen. Fünf bis sechs Wochen werden sie hier noch weilen, diese stolzen Vögel, ehe sie diesen Gründen Lebewohl sagen, Jahrtausende lebt das Moor in seiner eiszeitlichen Flora und Fauna, und Jahrtausende beherbergt es diese Bewohner, die alljährlich am Ausgang des Ostermonds oder zu Beginn des Wonnemonds hier einkehren.

Und der Goldregenpfeifer, dessen Ton wie fernes Läuten in diese Stille fällt, gehört auch zu diesen Bewohnern. Und je weiter es in den Herbst geht, je mehr das Gelb und Rot aus der Wand des Hochwaldes hervorbricht, desto größer wird die Zahl derer, die hier einkehren zu kurzer Rast. Da kommen seltene Vögel aus baltischen Mooren und öden Moossteppen ferner Tundren.

Sonne im bewegungslosen Mittag. Bis in seine einsamsten Winkel hinein erglänzt das Moor. Bis dorthin, wo bläulicher Schimmer den fernen Wald-

gürtel zeigt. Breit und grün ist der Streifen, der über dem Rande des Hochmoors liegt. Und wo er aufhört, ist ein Ring gezogen in grellem Gelb. Um mich herum glüht es in Purpur und lacht und winkt - Smaragd, Silber und Gold. Birkengrün, Wollgras, Moospolster und Sonnentau, dazu die weithin leuchtende Frucht der Sumpfbrombeere - das sind die Zierden des Moors zu dieser Zeit.

Mittagsstille im Hochmoor . . . Heilige Stille, die kein Vogelruf stört und kein Windhauch. Du zeigst die Emsigkeit der Kleinen, der Moorameise und all der andern, die jetzt keine Feierstunde kennen. Du zeigst das Hochmoor in seiner höchsten Lebensfreude. Wer um die wissen will und all die tausend Geheimnisse, die das Moor birgt, der muß zu dieser Stunde geweiht haben auf deinen Kiefernfriedhöfen, wo die Sumpfbrombeere einen würdigen Grabschmuck bildet, und an deinen Blänken, die rätselhaftes Leben erfüllt.

Edmund Scharein

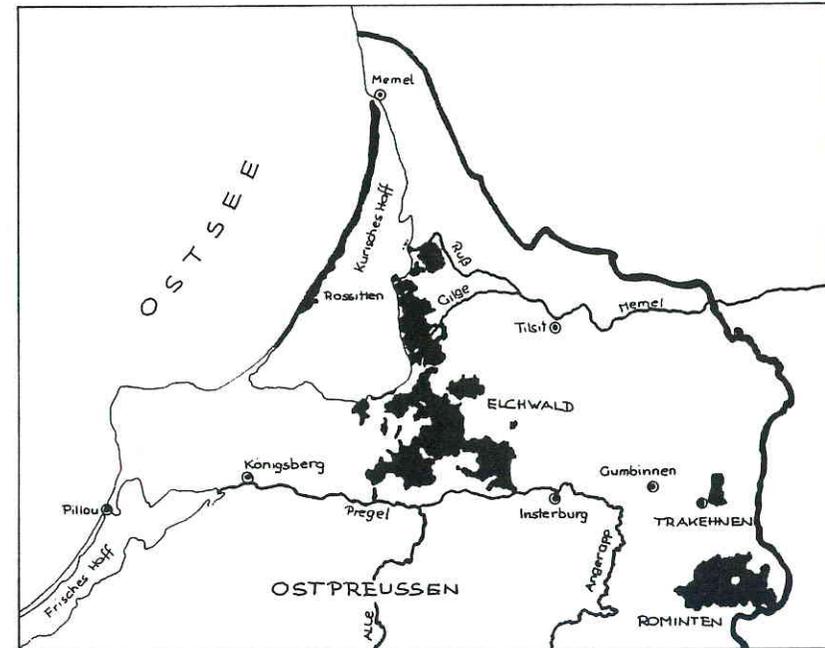
Wald und Wild

Reichsnaturschutzgebiet Deutscher Elchwald

„Die Geschichte des ‚Elchwaldes‘ ist kurz“, so läßt es uns Hans Kramer, weiland Oberforstmeister und Elchjägermeister, in seinem Dokumentarwerk „Elchwald“ wissen. „1937 wurde er, ‚aus der Taufe gehoben‘, im Januar 1945 mußten wir ihn verlassen. Und doch soll nach dem Wunsche vieler ostpreußischer Jäger . . . die Erinnerung an ihn in Wort und Bild festgehalten werden. Wenn etwas diesen Wunsch gerechtfertigt erscheinen läßt, so ist es die Tatsache, daß der Elchwald in seinen nördlichen Revieren Haupteinstands- und Hegegebiet des Elches war, und daß er mit seinen jungfräulichen, von den Naturgewalten der letzten Vereisung und der Folgezeit geschaffenen und geprägten Böden ein Waldgebiet von einmaliger Urwüchsigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit darstellte.“

Der bewährte Forstmann hat dem Elchwald mit seinem sachkundigen Buch ein bleibendes Denkmal gesetzt. Seine lebendigen Schilderungen sind so recht geeignet, in uns Älteren die Erinnerung und die Liebe zu dem grün umrauschten Land am Kurischen Haff wachzuhalten. Gestützt auf seine wertvolle Arbeit, soll dem Leser im folgenden ein kleiner Einblick in die einzigartige Schönheit dieser Reviere und die Vielfalt der Tierwelt vermittelt werden.

Die zum Elchwald gehörenden Waldgebiete lagen östlich und südöstlich des Kurischen Haffes sowie auf der Kurischen Nehrung. Nachdem der 1937 eingeleitete Entwicklungsprozeß mit dem Ziel eines Zusammenschlusses von verschiedenen Forstdienststellen und Forstamtsbezirken zu einem Staatsjagdgebiet im Jahre 1941 abgeschlossen war, gehörten zu dem dann einheitlich geleiteten Oberforstamt Elchwald, das im gleichen



Der Elchwald

Jahre dem Reichsforst- und Reichsjagdamt unmittelbar unterstellt wurde, elf Forstämter. Die Organisation des Oberforstamtes stellte sich wie folgt dar:

Oberforstamt Elchwald

Leiter: Oberforstmeister Kramer, Forstamt Pfeil
 Vertreter: Oberforstmeister Scharffetter, Forstamt Gertlauken
 Gesamtgröße: rd. 75 000 Hektar, davon Holzboden: rd. 62 000 Hektar

Forstämter

1. Forstamt Pfeil

Leiter: Oberforstmeister Kramer
 Gesamtgröße: 6622 Hektar, davon Holzboden: 4963 Hektar

2. Forstamt Erlenwald (Klein Naujock)

Leiter: Forstmeister Bansi
 Gesamtgröße: 4830 Hektar, davon Holzboden: 4066 Hektar

3. Forstamt Tawellenbruch (Tawellingken)

Leiter: Forstmeister Gieseler (Vertreter während des Krieges:
Forstamtmann Weber)

Gesamtgröße: 11 511 Hektar, davon Holzboden: 9084 Hektar

4. Forstamt Ibenhorst

Leiter: Forstmeister Krause

Gesamtgröße: 6521 Hektar, davon Holzboden: 5264 Hektar

5. Forstamt Rossitten

Leiter: Forstmeister Hahn (ab 1. 10. 1944: Oberförster Dirksen)

Gesamtgröße: 10 187 Hektar, davon Holzboden: 8869 Hektar

6. Forstamt Gertlauken

Leiter: Oberforstmeister Scharffetter

Gesamtgröße: 4589 Hektar, davon Holzboden: 3767 Hektar

7. Forstamt Alt-Sternberg

Leiter: Forstmeister Bluth

Gesamtgröße: 71 13 Hektar, davon Holzboden: 6725 Hektar

8. Forstamt Neu-Sternberg

Leiter: Forstmeister Flechtner

Gesamtgröße: 5644 Hektar, davon Holzboden: 4826 Hektar

9. Forstamt Drusken

Leiter: Forstmeister Senff

Gesamtgröße: 4968 Hektar, davon Holzboden: 4411 Hektar

10. Forstamt Leipen

Leiter: Forstmeister Amonait

Gesamtgröße: 4833 Hektar, davon Holzboden: 4364 Hektar

11. Forstamt Grauden (Papuschien)

Leiter: Forstmeister Graumann

Gesamtgröße: 7294 Hektar, davon Holzboden: 5076 Hektar

Mit rd. 75 000 Hektar Staatsforstbesitz und über 25 000 Hektar angepachteter Schutzjagden umfaßte der Elchwald damit ein größtenteils zusammenhängendes Jagdgebiet von über 100 000 Hektar.

Der „Große Baumwald“

Wenden wir uns den einzelnen Landschaftsgebieten zu, die für den Elchwald typisch waren, so sind zunächst die Lehmreviere des „Großen Baumwaldes“ zu nennen. Sie nahmen den südlichen Teil des Elchwaldes ein und umfaßten acht der 11 Forstamtsbezirke, nämlich die Forstämter Erlenwald (Klein Naujock), Pfeil, Gertlauken, Neu-Sternberg, Alt-Sternberg, Drusken, Leipen und Grauden (Papuschien).

Zu den Hauptholzarten, die auf der Geschiebemergelplatte der Grundmoräne gediehen, zählten die Fichte, die Kiefer, die Erle, die Birke, die Eiche, die Hainbuche, die Esche und die Aspe. Je nach den wechselnden Bodenverhältnissen kamen sie in Misch- oder Reinbeständen vor. Die Bodenflora war reichhaltig, wechselte aber je nach Bodenart und -feuchtigkeit. Zu den Pflanzen, die auf Höhenböden vorherrschend waren, gehörten insbesondere Leberblümchen, Anemonen, Haselwurz, Maiglöckchen, Lärchensporn und Wunderveilchen. Die Gräben waren von Gras, Klee und Wiesenkräutern eingefaßt. An Bestandesrändern und in lichten Partien erfreuten Bärenklau, Engelwurz und Waldkerbel das Auge.

Der „Große Baumwald“ war zur Ordenszeit ein Teil der „Wildnis“, die zwar verschiedene Vegetationsformen aufwies, hier aber ein undurchdringliches, urwaldähnliches Dickicht darstellte und damit als ein natürlicher Schutzgürtel für das Ordensland angesehen werden konnte. Mit der Besiedlung in der Nachordenszeit ging dann über Jahrhunderte eine unregelmäßige Nutzung des Waldes einher. Erst von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an wurde eine geregelte Forstwirtschaft betrieben, die jedoch durch Unwetterkatastrophen und Schädlingsbefall immer wieder Rückschläge erlitt.

Was die Einbürgerung des Rotwildes anbelangt, so hat sich der damalige Oberförster Keck in diesem Zusammenhang einen Namen gemacht. Auf seine Initiative schlossen sich im Jahre 1913 12 benachbarte Oberförster und Gutsbesitzer zusammen, brachten die Mittel für den Ankauf von Rotwild auf und verpflichteten sich zu einer fünfjährigen Schonung. Der Erfolg sollte nicht ausbleiben. Schon im Jahre 1925 betrug der Rotwildbestand an nähernd 150 Stück.

Auch Rominter Rotwild wurde in die Lehmreviere eingeführt. „So vielgestaltig unser Rotwildbestand zunächst auch war“, schreibt Hans Kramer, „im Verlaufe der drei Jahrzehnte seines Werdens und Bestehens machte sich doch, infolge der Eingewöhnung in die neue Umwelt und der Anpassung der einzelnen Schläge an das Revier, mehr und mehr eine Vereinheitlichung des Rassebestandes bemerkbar.“ Unter den in den Jahren von 1925 bis 1934 erlegten Hirschen befand sich auch ein kapitaler Sechzehnder, der auf der Internationalen Jagdtausstellung 1930 in Leipzig mit einer Goldmedaille ausgezeichnet wurde. Er war von Oberförster Geißel gestreckt worden. Sein Geweih erhielt 203 Punkte (nach Nadler 192 Punkte).

Wenn im Herbst die Nebel brauten und den „Großen Baumwald“ in ein dumpfes Grau hüllten, wenn die Nächte kalt und klar wurden, dann tönte es tief und hohl durch die Stille der Wälder: „Ooaaah!“ - „Ooaaah!“ So muß es auch zu den Zeiten geklungen haben, als der Ur hier noch durch das dichte Unterholz brach und der Wisent auf den Kahlflächen äste. Die hohe Zeit des Königs der Wälder, die Brunft des Rothirsches hatte begonnen. Ob es sich um die großen Kirschnawiesen in Gertlauken, die Mauerwiese am

„Dreiländereck“ Drusken, Gertlauken, Neu-Sternberg oder die Schwarzbruchwiese in Drusken handelte, die Brunftplätze waren jetzt Treffpunkt für Forstbeamte und Jagdgäste.

Schreie der Hirsche ringsum: Herausforderung, Antwort, Kräftemessen schon mit der Stimme. Das Scheuchen des Beihirsches dann, das Treiben des Kahlwildes, stampfende Läufe, keuchender Atem, aufwirbelnde Erde, lautes Zusammenschlagen der Geweihe, all das erfreute das Herz der Waidmänner, die zu dieser schweren, aber schönen Zeit nicht aus den Stiefeln kamen. Und noch so mancher Kapitale wurde bis 1944 von Staatsjagdgästen in diesem Jagdparadies geschossen.

Im Großen Moosbruch

Das Große Moosbruch, das einschließlich der Niederungsmoore in den Kreisen Labiau und Elchniederung lag, grenzte die Lehmreviere von den weiter nördlich liegenden Bruchwaldforstämtern des Elchwaldes ab. Die reine Hochmoorfläche betrug nahezu 10 000 Hektar. Drei schiffbare Flüsse durchströmten das Moosbruch: die Wiepe (Nemonienstrom), der Timber und die Laukne.

Die Kultivierung und Besiedlung hatte etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts begonnen. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden dann die Erbpachtkolonien, wie Alt-Heidlauken (1756), Schenkendorf (1781), Alt-Sussemliken (1782), Timber (1786). Friedrich der Große hatte verfügt, daß hier seinen ausgedienten Soldaten jeweils sechs Morgen Land zur Verfügung gestellt werden. 1830 wurde die Erbpacht in freies Eigentum umgewandelt. Die Forstverwaltung, der das Moosbruch unterstand, gründete von 1838 an Zeitpachtkolonien mit dem Ziel, die Hochmoorkultivierung zu forcieren. Die Kolonien entstanden als Reihendörfer an den Flüssen entlang. Im Jahre 1939 war die Zahl der dörflichen Siedlungen im Moor auf 13 angestiegen.

Nachdem schon 1923 der Tawellingker Polder fertiggestellt war, wurde die Urbarmachung durch den Bau von Schleusen und Binnendeichen planmäßig weitergeführt. Der Schenkendorf- und der Brandpolder entstanden. Nicht mehr ausgeführt wurden die Polder Pfeil, Timberhafen, Elchtal Florweg und Bismarckhügel. Der Mooradministrator in Lauknen und die Kulturbauämter in Tilsit und Königsberg wendeten für die Bedeichung der Flußläufe, den Bau der Schöpfwerke, den Wege- und Straßenbau und die Dränage bis zum Jahre 1939 etwa 25 Millionen Reichsmark auf.

Um einen kleinen Einblick in die Welt des Moosbruches zu gewinnen, schließen wir uns Walter Hilpert ein Stückchen bei seiner Wanderung durch das Moor an. Er berichtet:

„Wir wandern im hellen Sonnenschein, zwischen Wiesen und Wasser Schenkendorf zu. Von links strömen Kanäle heran, durch Schleusen gesi-



Großes Moosbruch: Torf wird zum Trocknen aufgefleht

chert. Wir gehen über eine schmale Hebebrücke. Ein großes Pumpwerk sammelt die Wassermasse. Du mußt dir von einem Bauern dieses große Kanalnetz erklären lassen, er ist Mitglied des Entwässerungsverbandes, das kostet jährlich viel Beitrag, aber die Wiesen bleiben durch die Kanäle und Pumpen fruchtbar.

Schenkendorf liegt am Nemonienstrom, hierher kann man noch sonntags mit einem kleinen Ausflugsdampfer von Labiau kommen. Aber wenn du von Schenkendorf nach Lauknen weiterwanderst, dann wird es stiller und einsamer, und dort fängt das Große Moosbruch an . . .

Wir biegen einen Weg ins Bruch ein. Weidengebüsch sperrt die Aussicht. Hinter den Büschen hören wir Stimmen. Ein Sprung über einen Graben und ein paar Schritte auf dem feuchten Moorgrund. In einem breiten Erdloch arbeiten Männer, Frauen und Kinder. Auch die Kinder müssen schon beim Torfmachen helfen. Die Großen stechen mit langen, schmalen Spaten die festen Torfziegel, die Kleinen schichten daraus niedrige, luftige Türmchen. Brich ein Stück Torferde aus dem Boden, es riecht gut, nach Kraut und Holz, du kannst noch Gräser und Halmchen erkennen, die vor vielen Jahren in der Moorschicht erstickt sind.

Wir gehen an den Häusern der Moorbauern entlang, zwischen zwei Gehöften von der Chaussee hinab zum Acker. In schmalen, tiefen Gräben steht schwarzes Wasser. Der glatte Grabenrand glänzt feucht, er muß immer frisch gestochen sein, muß immer frei und offen sein. Denn diese Gräben sind die Lebensadern der Felder. Über eine Knüppelbrücke, mit einigen Sprüngen über schmale Rinnen, und wir stehen zwischen braunen Beeten und Erdrücken. Es gibt hier kein großes Feldstück, gepflügt und schön geggt. Wo denkst du hin? Die Früchte müssen auf schmalen Rücken wachsen, nicht zu tief, unten sickert immerfort Wasser. Aber was sage ich, die Früchte! Als wenn man hier überlegen kann, was man wohl in diesem Jahre am besten pflanzen soll. Kartoffeln und Zwiebeln, etwas anderes wächst hier nicht. Wenige Schritte vor uns geht eine Frau barfußig zwischen den Beeten, mit einem Korb Kartoffeln, kleingeschnitten, auch ein Viertel Kartoffelchen keimt. Und mit jedem Schritt und Rückenbeugen legt sie eine Frucht in die oberste Erdschicht.

Du stehst am Ende des Moorfeldes, wendest dich vom Acker ab und siehst in das freie Moosbruch. Ein Stück weit kannst du noch über Humpel und Büsche springen und du mußt wenigstens einige Schritte hinausgehen in dieses graue Land, über Moose, Kräuter, Flechten und Gräser, zwischen kleinen verkrüppelten Erlen, Birken und Fichten. Das Wollgras streut seine Flocken, der weiße Sumpfporst duftet scharf und beißend. Bücke dich zu den kleinen braunen Moosblütenstengeln, brich ein Stück von der Rennierflechte ab. Da steht mittendrin eine kleine rötliche Blume, ein blankes Tellerchen mit vielen Härchen und blitzenden Tropfen daran. Das hast du noch nicht gesehen, Sonnentau, eine Pflanze, die kleine Tiere frißt. Diese seltenen Blumen wachsen sonst nirgendwo.

Am fernen Waldrand ziehern schwere Regenwolken herauf. Die Sonne sticht und brüht heiß über dem feuchten Moore. Die Schwalben schießen dicht über der Erde hin, ängstlich vor dem nahen Gewitter. Ein Habicht hebt sich aus dem nahen Gebüsch, kreist über dem weiten Land. Du folgst seinem Flug, siehst ihn kleiner und kleiner werden, siehst über graues und grünes Gebüsch nur wieder Moor, grau und grün, und fühlst eine grenzenlose Stille und Einsamkeit, zum Fürchten einsam, und doch groß und gewaltig."

Zu dem von Walter Hilpert erwähnten Kartoffelanbau sei noch ergänzend angemerkt, daß dieser wegen der geringen Tragfähigkeit des Bodens zwangsläufig reine Handarbeit war. Wenn die Frühjahrsarbeit, nämlich das Abstecken der Beete und die Düngung mit Stallmist beendet war, wurden die Saatkartoffeln direkt auf den Dung gelegt und aus der zukünftigen Furche mit Moor bedeckt. Diese mühselige Bewirtschaftung brachte dafür eine Kartoffel von besonderer Güte, die sogenannte Moosbruch-„Blanke" mit der glatten, apfelähnlichen Schale hervor, die wegen ihres Wohlgeschmacks sehr beliebt war. Die geringeren Erträge wurden durch höhere Erlöse bei weitem ausgeglichen.

Wer sich im Moosbruch auskannte und einen Gang weiter hinein ins Moor unternahm, der konnte hier vielfältige Geheimnisse der Natur belauschen. Die Stunde, in der sich Nacht und Tag die Hand reichten, war die schönste in dieser seltsamen Welt. Es ist eine ergreifende Stimmung, die zu dieser Zeit über dem Moor liegt. Was für eine feierliche Stille! Und dann, im Glanz der silbrigen Strahlen der Morgensonne das wundersame, sanfte Erwachen des Tages. Das Spiel der pastellenen Farben verleiht der abgeschiedenen, wie tausend Jahre zurückliegenden „Wildnis" einen magischen Zauber. An Gräsern und Sträuchern funkeln millionenfach die Tauperlen. Kleinen Girlanden gleich ranken sie sich von Halm zu Halm. Aus dem Gezweig der braun-schwarzen Moorerlen glänzen hauchfeine Gespinnste. In diesen geheimsten Winkeln offenbaren die Balzplätze des Birkwildes Gesänge von seltener Schönheit. Vereinzelt ist schon das leise Kollern der Hähne und dann ihr lebhafteres „Ruttru-ruttru-ruttru-ruttru-Kukkuck-Kukkuck" zu vernehmen, bis schließlich das „Gock-gock-giiiäh!" der Hennen erklingt, mit dem sie ihre kämpfenden Verehrer anfeuern. Allerlei Gewürm und Getier wird ringsum lebendig. Käfer krabbeln aus ihrer kühlen Behausung hervor und lassen sich von den wärmenden Sonnenstrahlen umfassen. Nach und nach dringt leises Raunen und Wispern aus den Weiten des Moores an das menschliche Ohr. Der schüchterne, zarte Gesang der Vögel setzt ein und gibt der Stille Leben und Klang. Vielfarbige Schmetterlinge flattern von Blütenpflanze zu Blütenpflanze. Dieses urwüchsige Stückchen Erde macht die menschliche Seele licht vor lauter Glückseligkeit. Hier fühlt sich der Mensch der Allmacht Gottes ganz, ganz nahe. Verlorenes Paradies . . .

Die Erlenbruchwaldreviere

Noch weiter nördlich dehnte sich die vom Wasser beherrschte Niederungslandschaft. Hier lagen die zum Oberforstamt Elchwald gehörenden Bruchwaldforstämter Tawellenbruch (Tawellingken) und Ibenhorst. Als Privatwald kam der Forst der Grafschaft Rautenburg hinzu. In der von zahlreichen Mündungsarmen und Altwässern durchzogenen tiefen Niederung stockte der Wald auf nassem Niedermoor. Er war ein reiner Erlenniederwald, stellenweise gemischt mit Esche, Birke und Weide, unterstanden von einer üppig wuchernden Strauch-, Kraut- und Grasflora.

Das Wegenetz dieses riesigen Deltas war gekennzeichnet von „Dämmen“, die häufig die Verbindung zu den Haffdörfern herstellten. Breite Gräben bildeten die Wasserwege, begleitet von Treidelpfaden und überquert von hölzernen Kletterstegen, unter denen die flachen, kiellösen Kähne hindurchfahren konnten. Auch jede Forstdienststelle verfügte über einen oder mehrere Dienstkähne, die gewöhnlich von einem „Kahnschieber“ bedient wurden. Und Wassergräben waren es auch, die die rechteckigen Jagden des Forstes begrenzten. Wollte man in das Innere des Bruchwaldes vordringen, so war das nur mit dem Kahn möglich, allenfalls war ein Begehen des Grabenrandes möglich. Der Holzeinschlag und das Rücken des Holzes konnten nur bei strengem Frost zur Winterszeit bewerkstelligt werden. Kleinere und größere Wassertümpel, die sogenannten Escher, waren in diesem naturnahen Land bestanden mit Binsen, Schwertlilien, Pfeilkraut, Rohrgras und Schilfkolben. Insbesondere die Mummeln und weißen Seerosen boten einen weiteren reizvollen Anblick. Eine grüne, urwüchsige Wildnis.

Die Ausübung des Berufes eines Forstbeamten in diesen Erlenbruchwaldrevieren erforderte Mut, Geschick, Tatkraft und Zusammenstehen im Kampf gegen die Unbilden der Natur. Eine Besonderheit, die mit dem Beruf eines ostpreußischen Forstbeamten verbunden war und die viel zu wenig bekannt ist, soll hier erwähnt werden: Es ist die Tatsache, daß die Männer der grünen Farbe nicht nur ihr Amt ausübten, sondern daneben auch eine mustergültige Landwirtschaft betrieben.

Oberforstmeister Gieseler, der letzte Leiter des Forstamtes Tawellenbruch (Tawellingken), beschreibt diesen Umstand in seinem wertvollen Buch „Der Elch und seine urwüchsige Landschaft“ mit folgenden Worten: „In Ostpreußen betreiben so gut wie alle staatlichen und planmäßigen Forstbeamten des Außendienstes selbst Landwirtschaft, und zwar auf dem sogenannten Dienstlande, das der Staat ihnen gegen ein mäßiges Nutzungsgeld zur Verfügung stellt, desgleichen - neben dem meist recht großräumigen Wohnhause - die sich um einen genügend großen Hof gruppierenden Wirtschaftsgebäude wie Viehstall, Scheune, Speicher und Holzschuppen. Da die amtlich festgelegte Maximalgröße für eine Forstmeisterstelle 35 Hektar = 140 preußische Morgen, für eine Revierförsterstelle 20 Hektar =

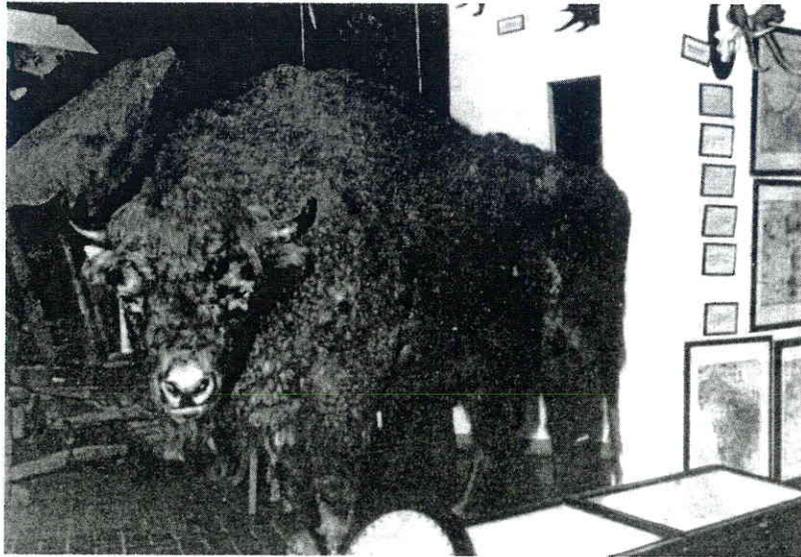
80 preußische Morgen beträgt, kann man durchaus von einem ansehnlichen Bauernbetrieb sprechen. Einschließlich acht Morgen Kutscherland und vier Morgen Deichland habe ich als Forstmeister von Tawellenbruch sogar 152 Morgen zu bewirtschaften, von denen aber wegen des hohen Grundwasserstandes nur 27 Morgen als Acker unter dem Pfluge stehen. Das übrige sind hochwertige Wiesen und Weiden. So hatte denn auch mein Vorgänger mit 45 (!) Stück Herdbuchvieh eine äußerst intensive Weidewirtschaft betrieben, die sogar die Einstellung eines ausgebildeten Schweizers als Melker erforderlich machte.“

Und aus tiefem Herzen ist dem honorigen Forstmann und begeisterten Jäger zuzustimmen, wenn er fortfährt: „Ein Forstmann, der sich nicht für die Landwirtschaft interessiert, ist also in Ostpreußen fehl am Platze. Dem unmittelbaren Erleben des jahreszeitlichen Ablaufs im Walde entspricht das landwirtschaftliche Geschehen mit Saat und Ernte auf dem Felde, mit Geburt und Tod im Viehstall. Den Kameraden Pferd verwendet er im Busch und auf dem Acker, der tägliche Umgang mit ihm führt zu einer ebenso engen Lebensgemeinschaft wie mit den Jagdhunden. Die tägliche Freude und Befriedigung darüber, daß in Hof und Stall alles gut gedeiht, der Stolz, seinen Gästen auf der Koppel die wertvollen Herdbuchkühe zu zeigen oder die feurigen Pferde vor dem Wagen, Schlitten oder unter dem Sattel vorzuführen, das sind alles Empfindungen, die der heutige Beton- und Massenmensch nicht mehr nachfühlen kann. Wer sich nur auf dem Asphalt bewegt und in Steinwüsten wohnt, von ausgeklügelten, sicherlich in ihrer Art bewundernswerten, aber eben künstlichen Instrumenten und Maschinen umgeben ist, der muß zwangsläufig die kraftspendende Verbindung mit der fruchtbaren Muttererde und den auf und in ihr lebenden Lebewesen aller Art verlieren, der fühlt sich nicht mehr als Teilchen der großen Schöpfung. Kein Wunder, wenn dann in dieser selbstgeschaffenen, allzu ‚modernen‘, künstlichen und unrastigen Welt religiöse, familiäre, heimatliche und vaterländische Bindungen und Verpflichtungen, wenn Ehrfurcht, Treue, stille Andacht und innere Sammlung sowie eine echte und dauerhafte Liebe verlorengehen. Ein krasser Materialismus und ein hoher äußerer Lebensstandard gehen mit einem weitgehenden Verlust geistiger, ethischer und moralischer Werte einher.“

Die Erlenbruchwaldreviere der Forstämter Tawellenbruch (Tawellingken) und Ibenhorst waren nicht nur Kernstück des ostpreußischen Elchverbreitungsgebietes, sondern sie konnten auch als das Reservoir angesehen werden, aus dem sich das Elchwild in den übrigen Revieren ergänzte. Die Lebensbedingungen dieses Wildes wurden hier deshalb ständig verbessert. Um sie vor dem Hochwasser zu schützen, wurden Dämme, Polder und Hügel gebaut. Die Äsungsverhältnisse verbesserte man durch den Anbau von Weiden. Eine Intensivierung der Hegemaßnahmen erfolgte durch die Erklärung der Elchforstämter zu Staatsjagdrevieren. Tawellenbruch (Tawellingken), Ibenhorst und Pfeil erhielten zunächst den Status

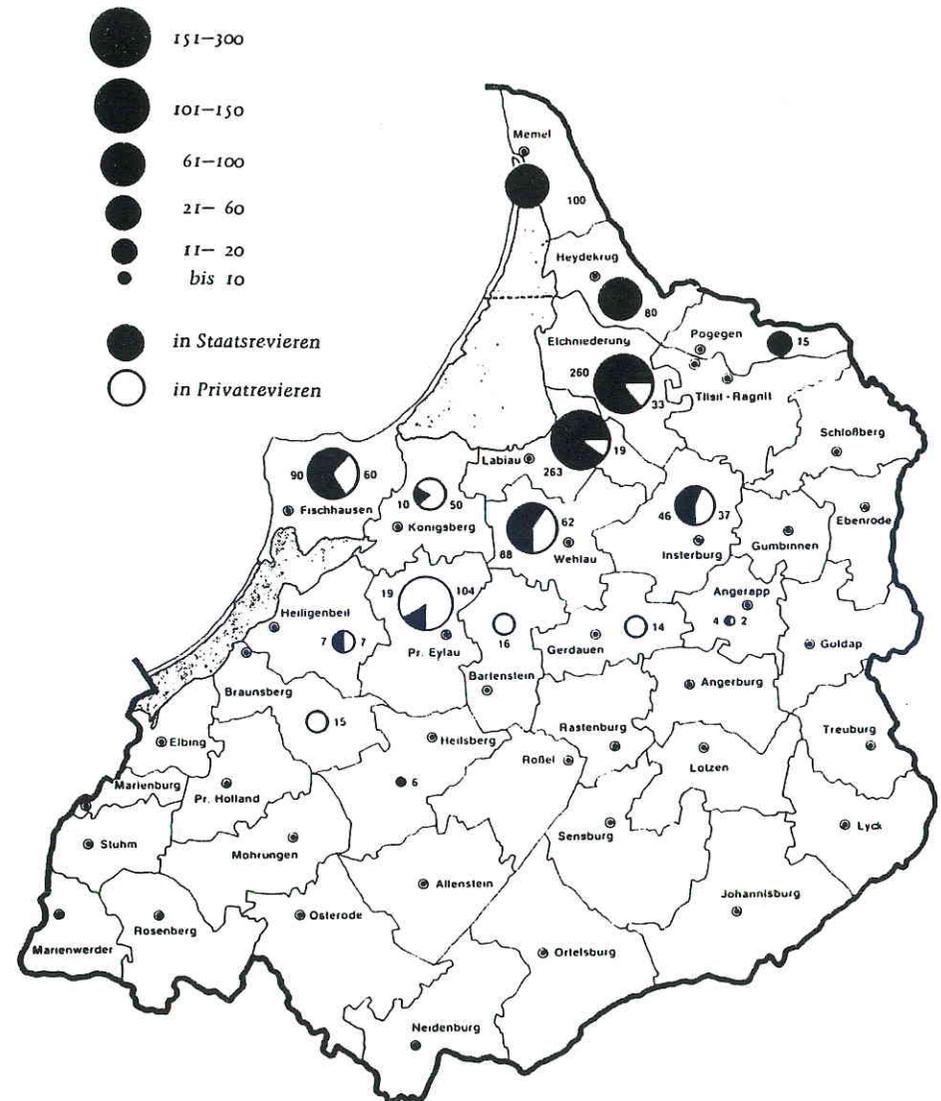
eines Elchschutzbereiches. Später wurden wesentliche Teile dieser Forstämter zum Reichsnaturschutzgebiet erklärt. Die Verbreitung des Elchwildes in Ostpreußen nach Raum und Zahl im Jahre 1939 gibt die Grafik wieder (nach Kramer).

Dem begnadeten Tiermaler Richard Friese, in Gumbinnen geboren, blieb es vorbehalten, der erste zu sein, der sich für den Elch und sein mit seltenen Naturschönheiten ausgestattetes Reich interessierte. Der Rominter Hirsch und der Elch der ostpreußischen Hochmoore von der Künstlerhand Frieses wurden zu einem Begriff. Seine Werke sind von großer künstlerischer Auffassung, zeichnen sich durch einen starken Naturalismus aus und gehören zu dem Besten, was die Jagdmalerei aufzuweisen hat. Ein Elchbild, das Friese für seine Mutter gemalt hat, wird von seinem Bruder Emil Friese wie folgt beschrieben: „Das Motiv ist der heimatlichen Ibenhorster Heide entnommen und stellt das weite Moor dar, auf dem vorne ein starker Elchhirsch neben einem liegenden Tier steht und sich mit seiner mächtigen Gestalt, gekrönt mit dem breiten Schaufelgeweih, präsentiert. Im Hintergrund äsen Rehe und einzelne Elchtiere, und in diese anheimelnde Ruhe und Friedlichkeit, die sich über Natur und Tierwelt ergießen, schaut der aufgehende gelbe Vollmond hinein. Die ganze wundervolle



An den Wisent im Elchwald erinnert dieser präparierte Wisentstier in der Großen Halle des Ostpreußischen Jagd- und Landesmuseums in Lüneburg

Anzahl der Elche im Gebiet des Jagdkreises



Die Verbreitung des ostpreußischen Elchwildes nach Raum und Zahl im Jahre 1939



Elch – nach einer Zeichnung

Ausführlichkeit, mit der das Moor geschildert ist und auch auf den Laien mit voller Überzeugungskraft der Naturwahrheit wirkt, fordert zu eingehender Betrachtung auf. Der klare heitere Abendhimmel, der die Weite der unter ihm liegenden Moorfläche noch mehr vertieft, die ringsum grasenden Tiere, alles ist mit solcher überzeugenden Treue und Wirklichkeit dargestellt, daß man ganz vergessen kann, vor einem Bild zu stehen und stattdessen ein Stück gottvoller Natur zu schauen glaubt."

Und noch ein urweltartiges Tier belebte den Elchwald. Der Wisent war bis zum Ausgang des Mittelalters in Ostpreußen noch durchaus verbreitet. Im Laufe des 17. Jahrhunderts ging der Bestand im südlichen Teil des späteren Elchwaldes insbesondere durch Wilderei und - mangels eines planmäßigen Abschusses - auch durch Überalterung unaufhaltsam zurück. Der letzte Wisent in diesem Gebiet wurde von einem Wilderer im Winter 1755/56 erlegt.

Mit dem Versuch einer Wiedereinbürgerung in freier Wildbahn des Elchwaldes wurde 1941/42 begonnen, nachdem die 1923 gegründete „Internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents“ im Laufe der Jahre große Zuchterfolge hat verbuchen können. Die zunächst im Eingewöhnungsgatter ausgesetzten drei Schmalkühe und zwei Stiere gewöhnten sich schnell ein, so daß sie schon nach wenigen Monaten in die freie Wildbahn entlassen werden konnten. Alle gesetzten Kälber gediehen prachtvoll. Die sich zunehmend vergrößernde Herde dieses urwüchsigen Wildes fügte sich wie der Elch hervorragend in das Bild der Erlenbruchwaldreviere. Das gelungene Unternehmen fand mit dem Einmarsch der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg sein Ende.

Die Kurische Nehrung

Das vierte und letzte zum Oberforstamt Elchwald gehörende Landschaftsgebiet haben wir auf der Kurischen Nehrung zu suchen, dem schmalen Landstreifen, der sich von Cranz bis Memel etwa 100 Kilometer lang zwischen Ostsee und Kurischem Haff hinzieht. Eine grandiose Landschaft, einzigartig in ihrer Urwüchsigkeit und Formfülle. Etwa acht Zehntel der Kurischen Nehrung wurden von dem Forstamt Rossitten verwaltet.

Ursprünglich war dieses Land mit hochstämmigen Kiefern, Birken, Eichen, Erlen und Eschen bedeckt. Mit der Abholzung der schützenden Walddecke, die in der Ordenszeit ihren Anfang nahm, sich in der Regierungszeit des Großen Kurfürsten fortsetzte und ihren Höhepunkt im Siebenjährigen Krieg erreichte, begann die Versandung der Nehrung. Der Wind wirbelte die losen Sandmassen zu großen Parabeldünen auf, die sich langsam gegen das Haff zu in Bewegung setzten. Nach und nach entstand so ein geschlossener Dünenwall, der im Laufe der Zeit bei seiner unheimlichen Wanderung mehrere Dörfer verschüttete. Die große, entscheidende Hilfe kam mit der Festlegung aller Wanderdünen, die gefährlich in die Nähe von

Ortschaften gerückt waren. In mühseliger Arbeit wurden sie mit Strandhafer und Latschenkiefern bepflanzt, mit großem Erfolg, wie sich zeigte. Auch die Palwe wurde aufgeforstet, insbesondere mit Kiefern und da, wo es die Bodenverhältnisse erlaubten, auch mit Laubhölzern, wie Erle, Birke und Aspe. Zu unserer Zeit war bereits mehr als die Hälfte der Wanderdünen, vorzugsweise auf dem nördlichen Teil der Nehrung mit Wald bestanden. Dabei nahm die Kiefer rund sieben Zehntel, die Birke und Erle etwa ein Zehntel der Holzbodenfläche ein. Zwei Zehntel des Waldbodens bedeckten die Aufforstungen mit der Bergkiefer.

Im Frühjahr und im Herbst ziehen noch heute Millionen von Vögeln aller Art über die bedeutendste Vogelzugstraße der Welt. Die Vogelwarte in Rossitten wurde ein Musterbeispiel für die Erforschung dieser Zugstraße und des Zugverhaltens der Vögel. Sie ist untrennbar mit dem Namen Prof. Thiene-manns verbunden, dessen wissenschaftliche Leistungen als „Vogelprofessor“ weit über Deutschlands Grenzen hinaus Anerkennung fanden.

Von alters her war der Elch auch auf der Kurischen Nehrung heimisch. In Rossitten stand er, und über die Dörfer Preil und Perwelk hinaus bis Schwarzort hatte er sein Hauptrevier. Mehr als 8000 Hektar Waldfläche, Dünen, Heide, feuchte Senken und Brüche schufen ideale Lebensbedingungen für die Elche der Nehrung. Zwischen den unbefestigten Dünenbergen, zwischen Birken, Erlen, Aspen und großen Bergkieferbeständen gab es genug Äsung, genügend Platz zum ruhigen Einstand, zum ungestörten Bad. Zuletzt gab es auf der Kurischen Nehrung einen Bestand von ungefähr 150 Elchen, davon etwa 20 Elche im Bezirk Erlenhorst. Der jährliche Abschluß betrug nur zwei bis drei Tiere.

Bizarr und geheimnisvoll war hier der Winter. Die jungen Kiefern-schonungen konnten die schwere Last des Schnees oft nicht tragen. Die Wege waren verstiempelt. Ja, der Schnee verwandelte den Nehrungswald. Wie in einen weißen Dornröschenschlaf verzaubert, lag er in tiefem Schweigen da. Nur von dem gelben Sand der Dünen war der Schnee bis auf eine dünne Schicht hinweggeweht. Von den Höhenkämmen der Dünen weitete sich der Blick. Frei wurde die Brust. Schön der Anblick der glitzernden Last, die sich über die Nehrung, die See und das Haff gebreitet hatten. Ein einziger Märchenzauber. Weit, ganz weit war die Welt mit ihren Sorgen und Nöten . . .

Mit Wehmut werden nicht nur die Forstbediensteten an die Kurische Nehrung zurückdenken, die geprägt war von vielfältigen und oft sehr gegensätzlichen Naturschönheiten, die so erhaben sein konnte und großartig und so verloren und furchteinflößend zugleich in ihrer unermeßlichen sturmzerzausten Weite. Wir alle, die wir das Reich dieses zauberhaften Landrückens mit seinen rauschenden Wäldern, den scharfen Kuppen und sanften Wellen der Dünen, mit seinen verträumt-einsamen Nehrungsdörfern und dem rhythmisch-brausenden Wellenschlag des Meeres kannten,

werden dieses einzigartige Stückchen Urnatur für immer in unserer Seele bewahren.

Das Gedicht „Düne im Licht“ von Gerhard Lietz entrückt uns in diese versunkene Welt. Wir schließen die Augen und träumen mit dem Dichter von der idyllischen Landschaft.

Düne im Licht

Schließ die Augen. Nun flirren im Licht
die weißen Dünen, der wehende Sand,
die grüne See und der endlose Strand.
Schließ die Augen, doch weine nicht.

Atme leise. Spürst du den Duft
von Wasser und Fisch, von Teer und von Tang,
von Kiefern und Schleierkraut hinter dem Hang?

Lausche! Hör, wie die Möwe schreit,
der Strandhafer sirt, und der Elch platscht im Sumpf,
und ewig die Brandung, bebend und dumpf.

Lausche in die Vergangenheit.
Schließ die Augen. Heiß flimmert das Licht.
Sehnsucht brennt tiefer, am tiefsten brennt
die Treue, die sich wie damals bekennt.
Gib sie weiter und weine nicht.

Gerhard Lietz

Unter russischer Besatzung

Schrecken und Entsetzen verbreitend, überflutete die Rote Armee im Januar 1945 die Memelniederung. Dabei waren Reste der deutschen Bevölkerung in ihre Hand gefallen. Diese Menschen durften im allgemeinen nicht in ihre Wohnorte zurückkehren, sondern wurden in verschiedenen Orten willkürlich zusammengetrieben. Ein unvorstellbares Leid brach über sie alle herein. Ihr Schicksal sagt mehr als ein Geschichtsbuch.

Frau P., die bis 1948 für die neuen Machthaber hat arbeiten und darben müssen, gab mir auf meine Fragen über die für sie schicksalhafte Zeit bereitwillig Auskunft. Die Russen hatten danach das Land bereits im Sommer 1945 in Landkolchosen eingeteilt. Sie selbst war mit etwa 60 anderen Deutschen in Häusern in Seckenburg untergebracht. Viele von ihnen wiesen Beschädigungen auf. Man hatte sich aber so gut es ging eingerichtet. Das Ganze galt als Lager, das einer Kommandantur unterstand. Von hier aus wurden die Jüngeren täglich zur Arbeit eingeteilt und mit Fahrzeugen

auf Kolchosen in die Gegend von Neukirch transportiert. Während die Alten zu Hause die Kinder betreuten, mußten die Jüngeren die Felder bestellen: Getreide säen, Kartoffeln anpflanzen und später die Ernte einbringen. Es herrschte eine unvorstellbare Hungersnot, da die Russen eine Versorgung der Deutschen mit Lebensmitteln ablehnten. Diejenigen, die arbeiteten, erhielten nur geringe Mengen Getreide. Die Schrottsuppe bildete daher die immer wiederkehrende Mahlzeit. Ab und an wurde auch Brot gebacken.

Am größten waren die Entbehrungen bei den Alten und den Kindern. Sie mußten für sich allein sorgen. Obwohl sie in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt waren, suchten sie die nähere und weitere Umgebung nach Eßbarem ab. In Kellern von unbewohnten Gebäuden und in Mieten auf den Feldern fanden sie Kartoffeln, die sie auf kleinen Ackerflächen in der Nähe ihrer Häuser anpflanzten und sich damit für den Winter eine Nahrungsvorsorge schufen. Umherstreifende Russen machten aber auch hier so manche Erwartung zunichte.

Selbst wenn die Kartoffeln schon angefault waren, wurde noch etwas Nützliches daraus gemacht. Aus den Überresten wurde die Kartoffelstärke herausgewaschen, die wiederum zum Andicken der Suppen verwendet wurde, die man aus Brennesseln und Melde kochte. Wo noch etwas Getreide ergattert werden konnte, hat man es mit Stöcken ausgeschlagen und, da die Mühlen zerstört waren, in einer langwierigen Prozedur mit Kaffeemühlen gemahlen. Wo noch Mühlsteine aufgetrieben werden konnten, wurden diese in Gebrauch genommen. Was dabei an Extrakt herauskam, bildete wiederum die Grundlage für die Schrottsuppe. Zu den weiteren Nahrungsmitteln, wo immer die Frauen sie auch herbekommen haben mögen, gehörten Eier und Fische, in wenigen Fällen sogar geräucherte Fische.

Bei Nacht schlichen sich die ortskundigen Frauen häufig fort, um am nächsten Tag rechtzeitig in Tilsit auf dem Markt zu sein. Zuvor waren jedoch die verlassensten Häuser nach Gebrauchs- und Einrichtungsgegenständen durchsucht worden. Sie wurden auf dem Markt verkauft. Der Erlös wurde gleich in Nahrungsmittel umgesetzt, insbesondere wurde Speck gekauft, der den Alten und den Kindern zugute kam.

Schlimm dran waren die Kranken. Eine ärztliche Versorgung gab es nicht. In schweren Krankheitsfällen nahm das Krankenhaus in Neukirch auch Deutsche auf. Die plötzlich ausgebrochene Sumpfmalaria traf die entkräfteten Menschen schwer. In diesem einzigen Fall, so erinnert sich Frau P., wurde eine ärztliche Behandlung durch Impfung vorgenommen.

Über dem Schicksal zahlreicher Menschen, die in der Memelniederung zurückgeblieben waren, liegt Schweigen. Namenlos gingen sie dahin: eine unbekannte Anzahl von ihnen wurde verschleppt, viele wurden getötet, erschlagen, sind verhungert, erfroren, verschollen für immer.

Verschleppt nach Sibirien! Wie wichtig ein Anlaß für eine solche Strafexpedition sein konnte, geht aus dem Beispiel hervor, das mir Frau P. zum Abschluß unseres Gespräches schilderte. Ein Gedicht, von einer der deutschen Frauen im Lager Seckenburg verfaßt und von den Russen gefunden, löste für die Dichterin und für weitere Deutsche die Verbannung nach Sibirien aus. Frau P. hat bis heute nicht die Kraft gefunden, diese Ereignisse in die tiefste Tiefe ihrer Seele zu verbannen. Es war nicht zu übersehen, daß die Bilder der Vergangenheit bei ihr von der Zeit nicht ausgelöscht waren, sondern sie auch gegenwärtig noch bedrängen und überwältigen, wenn die Sprache darauf kommt. Und nur zögernd stimmte sie einer Veröffentlichung zu mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß es in der Fassung geschehen sollte, wie sie in der unseligen Zeit zustande gekommen ist, und sie fügte die Bitte hinzu, die Dichterin ungenannt zu lassen.

Wir haben zu danken, daß uns diese bewegenden Worte, in denen die Liebe zur ostpreußischen Heimat, die Herzensnot, aber auch die Hoffnung eines verzweifelten Menschen zum Ausdruck kommen, den Lesern dieses Arbeitsbriefes zur Verfügung gestellt wurden.

Hier im Heimatland, doch vom Heimatherd verbannt,
vegetieren wir, ohne Wohnung, nur ein Quartier.
Städte und Dörfer vom Kriege versehrt,
Häuser und Höfe von Frevlern verheert,
stehn unsere Häuser ohn' Türen und Fenster,
leer und vereinsamt wie böse Gespenster.
Statt Tischen und Stühlen und weichen Pfühlen,
nur Unrat und Dreck, alles andre blieb weg.
Verloschen das Feuer in Herden,
verwildert die einstmals blühenden Gärten,
und weite, weite Strecken Land,
vom kräuselnden Wasser überrannt.
Still stehn die Entwässerungspumpen
und lassen die reichen Äcker versumpfen.
Nur Schilf und Duvoock und Röhricht und Ried,
das Wasserhuhn keckert, die Ente dort zieht.
Nur wo höher das Land wird vom Kolchus bebaut,
doch unsinnige Arbeit liefert das Kraut.
Die Arbeit lohnt nicht ihrer Müh'n,
wir müssen wie Nomaden ziehn.
Gezwungen zu höchstem Akkord,
sonst nehmen sie uns das Letzte fort.
Was wir mit dem Spaten bebaut,
noch spät wenn Nacht oder Morgen graut,
unter den Stichen der lästigen Mücken,
die uns brachten das Fieber mit seinen Tücken.
Was wir gesucht aus Geröll und Schmutz,

was wir gereinigt und gerichtet zu Nutz,
ohn' Anspruch auf früh're Gewohnheit und Art,
herabgedrückt auf den tiefsten Lebensstandard,
nur fristend dies elende Leben,
das wir es möchten verzweifelt weggeben.
Doch wie nach Dunkel und Nacht,
die Sonne zu höherem Kreislauf erwacht,
glimmt auch in uns ein Hoffnungslicht,
das uns hält über des Lebens Verzicht,
das uns entzündet in Sehnsucht und Traum,
wie brennende Kerzen am Weihnachtsbaum,
brennende Sehnsucht nach unseren Lieben,
die wir in Krieg und Flucht auseinandergetrieben.
Seit Monden und Jahren nacheinander uns bangen
erwünschend den Tag wo wir uns wieder umfassen.
Wo gelöst sind die Hände von Sklavenfron
uns eigene Arbeit bietet den Lohn.
Wo unser Geist und Kraft über Ruinen ein neues Leben erwacht.

Wo sind ihre Gräber?

Nahezu vierzig Jahre ist es her, als im Oktober 1944 die „Schlacht um Ostpreußen“ begann. Die Wogen des Krieges schlugen über die Grenzen des Reiches, fraßen sich in das Land, begruben halbleere Städte und Dörfer und endlose Trecks auf schutzlosen Wegen. Vor sich her schwemmten sie Frauen, Kinder und alte Leute zu Millionen und Reste zerschlagener Armeen. Am Saum der Straße häuften sich verendete Pferde, zerbrochene Wagen, niedergelegtes Gepäck, erfrorene Kinder und verhungerte Greise.

Von den 2,6 Millionen Ostpreußen sind etwa 500 000 nicht mehr lebend ermittelt worden, davon 210 000 Wehrmachtsangehörige. In der Kette ungeheurer Greuel sei besonders auf die Katastrophe der Schiffe „Gustloff“, „Steuben“ und „Goya“ hingewiesen, die mit Tausenden von Flüchtlingen an Bord torpediert wurden. Von 100 000 Deutschen, die in Königsberg zurückblieben, sind 75 000 umgekommen. Alles nahm der Tod den Menschen Ostpreußens: Name, Alter und Volk. Nahm jedes irdische Maß, machte es wesenlos.

Wir Ostpreußen vergessen die Menschen nicht, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind und in unserer Heimat den ewigen Frieden gefunden haben.

Wo sind ihre Gräber?

Wir kennen sie nicht! Wir können sie nicht erreichen! Es ist uns versagt, sie mit den bekannten Sinnbildern des Gedenkens, mit Blumen und Kränzen, zu schmücken!

Unabhängig von Zeit und Ort wollen wir aber stumm Zwiesprache halten. Sie, die Toten Ostpreußens - die Frauen und Kinder, Mütter und Väter, Bräute und Geschwister - und wir, die dem Inferno entkommen sind, wir bleiben verbunden. Die Opfer waren Menschen voller Leben und Hoffnung wie wir. Wir bekennen uns zu ihnen, indem wir ihrer in Achtung und Ehrfurcht gedenken.

Alles Gute unter uns Menschen fängt mit Schuld-Erkenntnis an. Wenn das Opfer dieser Menschen nicht umsonst gewesen sein soll, muß uns in einer von immer neuen Kriegsgefahren bedrohten Welt ihre Warnung bewußt sein: Stürzt die Menschheit nicht von neuem in ein Meer von Blut und Tränen!

Literaturverzeichnis

- Andrée, K.: Der Boden und die Böden Ostpreußens, Königsberg 1939
Dethlefsen, R.: Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen, Berlin 1911
Gieseler, Wolfram: Der Elch und seine urwüchsige Landschaft, Elch Verlag GmbH, Hannover, 1980
Hilpert, Walter: Im Großen Moosbruch, zitiert nach Martin Borrmann: Ostpreußen - Berichte und Bilder, Atlantis Verlag, Berlin 1935
Keyserlingk, Sabine Gräfin von: Das Buch der Keyserlinge, Suhrkamp Verlag, Berlin 1944
Kirrinnis, H.: Die Landschaften, in: Ostpreußen-Leistung, Schicksal, Essen o. Jg.
Kosack, H.-P.: Geographie Ostpreußens, Schriftenreihe Der Göttinger Arbeitskreis, Heft 32, Holzner Verlag, Würzburg o. Jg.
Kramer, Hans: Elchwald, BLV Verlagsgesellschaft München Basel Wien, 1963
Der Kreis Elchniederung, Bd. 1 und 2, hrsg. von der Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Hannover 1966 und 1969
Der Kreis Labiau, hrsg. von der Kreisgemeinschaft Labiau in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Marburg 1977
Kraus, E.: Geologischer Führer durch Ostpreußen, Berlin 1924
Lemke, Paul: Schack tarp in der Elchniederung, in: Das Ostpreußenblatt, Folge 6, 6. Februar 1964, S. 10
Lietz, Gerhard: Düne im Licht, in: Memellandkalender, Verlag F. W. Siebert, Oldenburg i. O.
Matties, Karl: Wochenmarkt in Seckenburg, in: Der Kreis Elchniederung, Bd. 2, hrsg. von der Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., 1969
Scharein, Edmund: Spätsommer im ostpreußischen Moor, in: Wochenbeilage der Kreiszeitung Tilsit-Ragnit, 3. Jg., Nr. 28 vom 6. 9. 1931, S. 112
Semmling, Edmund: Vom Hechtstechen in der Memelniederung, in: Das Ostpreußenblatt, Folge 21, 20. Mai 1972, S. 17
Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 550 (Amtliches Gemeindeverzeichnis für das Deutsche Reich auf Grund der Volkszählung von 1939), Berlin 1940
Woede, Hans: Wimpel der Kurenkähne, Holzner Verlag, Würzburg 1965



Laube eines Fischerhauses